



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld





DIE
ABENTEUER-
REISE

Lois
Walfrid Johnson

2 DAS
GEHEIMNIS DER
SILBERMÜNZEN



1. Auflage 2020

Originaltitel:

Mystery of the Silver Coins / Viking Quest #2

© 2003 by Lois Walfrid Johnson

erschieden im Verlag Moody Publishers

820 N. LaSalle Boulevard · Chicago, IL 60610 · USA

© der deutschen Ausgabe 2020

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Oliver Paschke, Hermeskeil

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: Andreas Fett, Meinerzhagen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Artikel-Nr. 256452

ISBN 978-3-86699-452-2



Inhalt

Vorwort	6
Flucht!	7
Die Silbermünzen	20
Die Geschichte von den zwei Schwestern	34
Ein Überraschungspaket	43
Brees Verkleidung	55
Ein lebendiges Wesen	72
Das rote Hemd	82
Die Warnung	94
Das Geheimnis des Fischers	105
Das Versteck	110
Die vier Wachen	120
Gefährliches Dublin	128
Heimweh	138
Brees Gott	147
Schatten im Nebel	155
Eine Entscheidung für die Ewigkeit	170
Devins Geschenk	184
Der Aurlandsfjord	191
Anmerkungen	207



Vorwort

Heute ist Bergen in Norwegen bekannt als die **L**einzigste Stadt der Welt, die von sieben Bergen und sieben Fjorden umgeben ist. Man nimmt an, dass sich in der Zeit der Wikinger an der Stelle, an der sich heute die Håkonshalle und der Rosenkrantz-Turm befinden, eine kleine Siedlung namens Holmen befand.

Weiter nimmt man an, dass sich ein Königshof namens Alrekstad in der Nähe befand. Wenn ihr mal in Bergen seid und diese Geschichte aus der Sicht Brees, Mikkels und ihrer Freunde erleben wollt, dann macht doch einmal eine Wandertour auf den Berg Fløyen oder fahrt mit der Standseilbahn hinauf. Genießt die Aussicht und freut euch an dem Gedanken, dass sich dort irgendwo ein Geheimnis verbergen könnte.

Flucht!



In der Stille der Nacht starrten Briana O'Tooles braune Augen in die Dunkelheit. Ihr Haar flatterte in dem vom Nordmeer her wehenden Wind, als sie auf den perfekten Augenblick wartete. Die anderen Gefangenen, die sich um sie herum auf dem Wikingerschiff befanden, schliefen, doch Bree war wach und bereit. Das könnte ihre einzige Chance zur Flucht sein.

Ein paar Stunden zuvor hatten die Wikinger ihr Langschiff auf einen Strand an der Westküste Norwegens gezogen. Jetzt fingen die beiden Wachen auf der einen Seite des Schiffs an, mit den Wachen auf der anderen Seite des Schiffs zu sprechen. Bree wartete weiter. Diese Septembernacht im späten 10. Jahrhundert zog sich hin. Dann kam der Augenblick, auf den Bree gewartet hatte.

Als sich eine schwarze Wolke über das Schiff schob, öffneten sich die Schleusen des Himmels, und Regen prasselte auf sie hernieder. Am anderen Ende des Schiffs suchten die vier Wachen Schutz unter dem Segel, das wie ein Zelt aufgespannt war. Lautlos weckte Bree ihre junge Freundin Lil.

»Pssst, nicht sprechen«, flüsterte Bree ihr ins Ohr.
»Es ist Zeit zu gehen.«

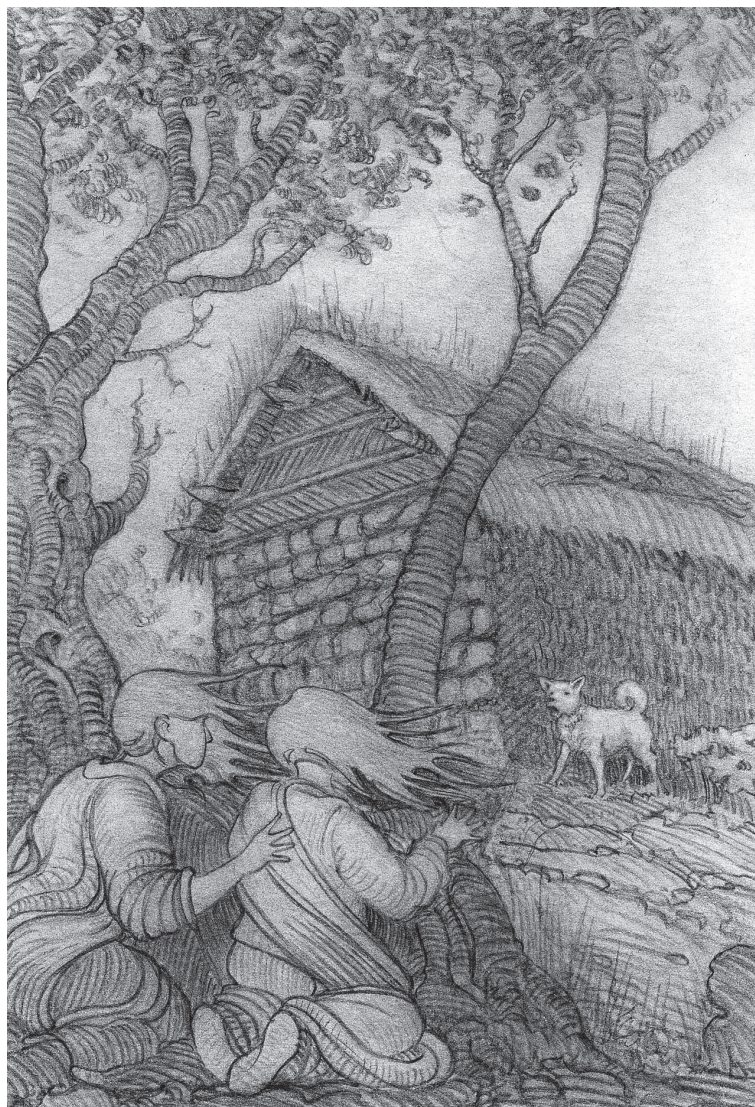
Leise ließen sie ihre Bündel vom Schiff auf den Boden fallen. Als sie über die Reling kletterten,

erfasste sie die ganze Kraft des Sturms. Wind und Regen prasselten auf Brees Gesicht, als sie die Bündel aufhob, die sie vorbereitet hatte. Sie gab eines davon Lil, nahm selbst den Rest und begann den Strand zu überqueren. Das Rauschen des strömenden Regens übertönte das Geräusch ihrer Schritte auf dem Kies nahe dem Ufer. In der Dunkelheit des Sturms war kein Mond zu sehen, der sie hätte verraten können. Kein Stern erleuchtete den Nachthimmel.

Bree steuerte auf eine Baumreihe zu, die sich hinter einer Häusergruppe befand. Dabei hielt sie größtmöglichen Abstand zu den Schiffen, die sich im Hafen befanden. Als sie die Bäume erreicht hatten, zog Bree Lil in deren Schatten und hielt inne, um zu lauschen. In diesem Augenblick bellte ein Hund. Lil stockte der Atem. Bree fasste sie warnend am Arm. Sie standen unbeweglich wie Steine in der Landschaft.

Das Bellen kam aus der Richtung eines Hauses in der Nähe des Ufers. Trotz des Regens konnte Bree die dunklen Umrisse der Rückseite des Hauses erkennen. *Was wäre, wenn der Hund die Wachen auf uns aufmerksam werden lässt? Oder wenn die Wachen entdecken würden, dass Gefangene verschwunden sind, und wenn sie dann zu Mikkell gehen würden ...? Wenn, wenn, wenn ...*

All diese Möglichkeiten stellten eine Gefahr dar. Und sie alle drehten sich um Mikkell. Mit seinen vierzehn Jahren war er nur ein Jahr älter als Bree und führte die Wikinger an, die die beiden Mädchen



gefangen genommen hatten. Als die Plünderer ein Kloster in den irischen Wicklow Mountains überfallen hatten, hatten sie große Schätze davongetragen. In der umliegenden Gegend hatten sie zudem Gefangene genommen, um sie später gegen Lösegeld freizulassen oder sie als Sklaven zu verkaufen.

Wieder bellte der Hund. Wenn die Wachen vermuteten, dass etwas nicht stimmte, würden sie Mikkel zurück zum Schiff holen. Als seine Gefangenen waren Bree und Lil jetzt Sklaven. Es sei denn, sie entkamen.

Als der Hund erneut bellte, schien es näher zu sein als beim letzten Mal. Und wie zur Antwort bellte ein zweiter, dann ein dritter Hund. Lil zitterte vor Angst.

»Sollen wir auf einen Baum klettern?«, flüsterte sie.

Bree schaute hoch. Die niedrigsten Äste waren weit außerhalb ihrer Reichweite. Selbst wenn sie Lil auf ihre Schultern nähme, würde das kleine Mädchen die Äste nicht erreichen können. Als der prasselnde Regen sich zu einem leichten Nebel abschwächte, kam ein Hund um die Ecke des Hauses. Selbst jetzt im Dunkeln konnte Bree sein weißes Fell sehen. Mit dem Kopf auf dem Boden schnüffelte er entlang der Hauswand. Kurz darauf kam ein zweiter Hund dazu. Jaulend sprangen sie umeinander herum und näherten sich dabei immer weiter dem Weg an, den Bree und Lil gegangen waren.

Bree hielt den Atem an. *Hat der Regen unseren*

Geruch weggewaschen? Sie kniete hinter einem Baum und öffnete eines ihrer Bündel. Tief darin verborgen befand sich ihr überschaubarer Nahrungsvorrat, den sie heimlich gesammelt hatte. Falls die Hunde sie aufspüren sollten, musste sie bereit sein. Mit Händen, die kalt vor Angst waren, berührte sie die Fladenbrote. Wenn sie die Fladenbrote den Hunden geben würde, hätten sie und Lil nichts mehr zu essen. Angsterfüllt begann sie zu beten.

Mit den Schnauzen am Boden bewegten sich die Hunde in immer größeren Kreisen. Jetzt kam noch ein dritter Hund dazu. *Wie viele von denen gibt es denn? Ein ganzes Rudel?* Jaulend und bellend näherten sich die Hunde immer weiter der Stelle, an der Bree und Lil sich versteckt hielten.

»Zeig ihnen nicht, dass du Angst hast«, flüsterte Bree. Aber ihr eigenes Herz schlug trotzdem bis zum Hals. Waren die Hunde der Wikinger genauso wild und unberechenbar wie ihre Besitzer? Wieder berührte sie das Brot in ihrem Bündel. Es schien hoffnungslos: Ein paar Brocken Fladenbrot waren wohl kaum das rechte Mittel, um die Gunst der Hunde zu gewinnen.

Die Minuten zogen sich endlos hin. Schließlich hörte Bree, wie eine Frau die Hunde rief. Mit einer Kerze in der Hand kam sie um die Ecke des Hauses, um die zuvor auch die Hunde gekommen waren. Mit der Hand schirmte sie die Flamme vor Wind und Regen ab. Als das Licht ihr Gesicht beschien, sah Bree ihr flammend rotes Haar. Für einen Augenblick

sah die Frau zu der Baumreihe hinter ihrem Haus. Dann folgte ihr ein kleiner Junge in den Garten hinter dem Haus.

»Was ist los, Mama?«, fragte er.

»Nichts.« Das war auffallend deutlich zu verstehen, so als ob die Frau absichtlich lauter gesprochen hätte als notwendig. Doch die Hunde schnüffelten weiter auf dem Boden herum. Obwohl sie noch keine Fährte aufgenommen hatten, kamen sie Bree und Lil immer näher. Regungslos starrte die Frau auf die Bäume, so als ob sie zwischen ihnen hindurchsehen könnte. Im Licht der Kerze konnte Bree erkennen, wie die Frau zu der Stelle sah, wo sie und Lil sich versteckt hielten.

»Was ist denn, Mama?«, fragte der Junge wieder.

»Alles in Ordnung«, beruhigte sie ihn und rief die Hunde. Sie jaulten nochmals kurz auf und kamen dann zu ihr. Die Frau nahm den Jungen an die Hand.

»Komm«, sagte sie, »zurück ins Bett mit dir!«

Die Frau ging wieder in Richtung der Vorderseite des Hauses, die drei Hunde folgten ihr. Kurz bevor sie hinter der Ecke verschwunden war, drehte sie sich noch einmal um. Wieder blickte sie genau dorthin, wo Bree und Lil sich versteckt hielten.

Bree fiel ein Stein vom Herzen. Sie konnte kaum glauben, dass sie noch einmal davongekommen waren. Sie band das Bündel wieder zusammen und warf es über ihre Schulter. Mit dem zweiten Bündel unter dem Arm war sie nun bereit, weiterzuziehen. Aber Bree zwang sich, noch etwas zu warten.

Als der einsetzende Regen wieder auf die Erde prasselte, schützten die ausladenden Äste von Eichen und Birken Bree und Lil zumindest vor dem Schlimmsten. Aus der Ferne vernahmen sie das Rauschen der Brandung, die gegen die Küste schlug. Bree war sich bewusst, dass sie ohne das Licht des Mondes und der Sterne leicht die Orientierung verlieren konnte. So könnte es sogar sein, dass sie im Kreis gingen und schlussendlich wieder bei Mikkels Schiff ankamen.

In der Stille, die weder von Hunden noch von Menschen gestört wurde, dachte Bree über ihre Lage nach. Im letzten Licht des Tages hatte sie hinauf zu den Bergen gesehen, die den norwegischen Hafen umgaben. Weiter im Landesinneren, jenseits der Halbinsel, an der Mikkels Schiff auf das Ufer hinaufgezogen worden war, stieg das Gelände allmählich an, bis es schließlich steil nach oben ging.

Bree kam zu dem Schluss, dass sie die Orientierung nicht verlieren würden, wenn sie und Lil diese Richtung einschlagen würden und dann bergauf gingen. Auch wenn sie dann nicht wussten, wohin genau sie gingen, würden sie sich jedenfalls von Mikkels und seinem Schiff wegbewegen.

»Bleib so nah bei mir wie möglich«, flüsterte Bree in Lils Ohr.

Zunächst war das Gelände flach und weitläufig. Dann stieg es so sachte an, dass Bree die zunehmende Steigung kaum wahrnehmen konnte. Sie ging zwischen Bäumen durch und wich dabei niedri-

gen Büschen aus. *Die Dämmerung*, rief Bree sich ins Gedächtnis. Bei Tagesanbruch mussten sie ein Versteck gefunden haben. Wenn die Sonne aufging, würde Mikkel ihre Abwesenheit bemerken.

Der junge Wikinger hatte bereits die breiten Schultern und den kräftigen Körperbau eines Jungen, der harte Arbeit gewohnt war. Angezogen von den Schätzen, die Pilger in das Kloster in der Nähe von Brees Zuhause gebracht hatten, war Mikkel seinen Männern vorausgegangen, um die Wicklow Mountains auszukundschaften.

Als Bree ihn von Weitem zum ersten Mal gesehen hatte, dachte sie, er sei Tully, ein Freund ihrer Familie. Beim Überqueren eines Flusses war Mikkel dann zu Fall gekommen und hatte sich den Kopf an einem Stein gestoßen. Bree konnte sich noch lebhaft daran erinnern, wie ihr fast das Herz stehen geblieben war. In Unkenntnis seiner wahren Identität hatte sie Mikkels Leben gerettet. Kurz darauf hatte er seine Bande von Wikingern in ihre friedliche irische Heimat geführt. Die Wikinger hatten dann Bree, Lil und noch andere als Gefangene mit auf ihr Schiff genommen.

Auf ihren Drachen ... Auf der Reise von Irland nach Norwegen sah Bree oft hinauf zu dem Furcht einflößenden Drachenkopf am Bug des Schiffs. An sein Maul mit den gefletschten Zähnen hatte sie sich nie gewöhnen können. Sie wusste nur, dass das Langschiff sie für immer von ihrer Familie trennen würde. Es sei denn, es gelang ihr, zusammen mit Lil zu entkommen.

Und diese Flucht würde ihnen auch gelingen. Dafür würde Bree schon sorgen. Für ihre acht Jahre war Lil auffallend zierlich und klein, was sie jünger wirken ließ. Während sie blaue Augen und schwarzes Haar hatte, war Brees Haar rotblond und ihre Augen waren braun. Bei Tagesanbruch würde die Farbe ihrer Augen und Haare die Gefahr, entdeckt zu werden, noch erhöhen.

Als die Steigung des Geländes zunahm, bemerkte Bree, dass Lil völlig außer Atem war. Obwohl sie sich eigentlich beeilen mussten, blieb Bree stehen. »Wir ruhen uns einen Augenblick aus«, sagte sie. »Atme tief durch.« Als sie dann weitergingen, übernahm Bree Lils Bündel und mäßigte ihr Marschtempo. Ihre nasse Kleidung klebte an ihr und erschwerte ihren Gang, aber ihre Gedanken eilten ihr voraus. *Bei Tagesanbruch...*, dachte sie wieder bei sich. Spätestens bei Tagesanbruch würden Mikkel und seine Männer nach ihnen suchen. Und Mikkel würde nicht eher aufgeben, bis er sie gefunden hatte.

Ein Gedanke ging Bree immer wieder durch den Kopf: *Wo können wir uns verstecken?* Das Gelände stieg nun stark an. Die dicken Wolken rissen auf und der Regen hörte auf, sodass es hell genug wurde, dass Bree nicht über Felsen stolperte. Anfangs kletterte sie – soweit es möglich war – auf direktem Weg den Berg hinauf. Doch bald stellte sie fest, dass Lil Mühe hatte, mit ihr mitzuhalten. Obwohl es besser gewesen wäre, sich zu beeilen, verlangsamte Bree ihr Tempo.

Ihr sehnlichster Wunsch war es, sich so weit wie möglich von Mikkel und dem Hafen zu entfernen. Zu Hause war Bree regelmäßig auf den Berg hinter dem Bauernhof ihrer Familie geklettert, doch jetzt spürte sie die Angst wie einen Klumpen im Bauch. Diese Angst hatte weniger mit bellenden Hunden und Mikkel auf ihrer Fährte zu tun als vielmehr damit, dass sie gerade nicht nur für ihr eigenes Leben verantwortlich war. Lils Leben lag ebenfalls in ihren Händen.

Seit über einer Woche hatte Bree an nichts anderes als an Flucht gedacht. Sie hatten es zwar geschafft, zu entkommen, doch jetzt stellte sich für Bree die Frage, wo auf diesem Berg sie sicher sein würden.

Bree spürte, wie Angst in ihr aufstieg. Als sie sie in ihrer Brust spürte, hatte sie das Gefühl, von ihr überwältigt zu werden. Inmitten ihrer panischen Angst fing sie an zu beten. »Bitte, Gott, hilf mir! Ich habe solche Angst. Ich stehe das nicht ohne deine Hilfe durch.« Nur wenige Augenblicke später hörte es Bree. Es war, wie wenn der Nachtwind ihr etwas zuflüstern würde. *Hab keine Angst! Ich bin bei dir!*

Bree blieb so unvermittelt stehen, dass Lil mit ihr zusammenstieß.

Ich werde immer bei dir sein!

Tränen schossen Bree in die Augen. Wenn der Herr mit ihnen war, gab es Hoffnung. Als sie und Lil dort standen, zog die letzte Wolke am Himmel weiter und gab den Blick auf den Vollmond frei, der hoch über den Bäumen schien. Das Mondlicht,

das zwischen den Ästen hindurchschien, sorgte für die Helligkeit, die sie benötigten. Zum ersten Mal konnte Bree sehen, wohin sie gingen.

Als sie sich wieder auf den Weg machten, versuchte Bree nicht mehr, den kürzesten Weg den Hang hinauf zu nehmen. Stattdessen ging sie schräg bergauf, wendete und ging dann in die andere Richtung schräg bergauf. Bei jedem Schritt hielt sie Augen und Ohren auf. Da sie in den Bergen Irlands aufgewachsen war, war sie so an das Rauschen von Wasserfällen gewöhnt, dass sie um ein Haar das Plätschern von Wasser überhört hätte. Doch als sie es dann wahrnahm, folgte sie dem Geräusch zu einem kleinen Bach, der von einem Felsvorsprung auf einen darunterliegenden Felsvorsprung fiel.

»Du zuerst«, flüsterte Lil, und Bree kniete sich auf den Boden. Durch den Regen führte der Bach viel Wasser mit sich. Bree hielt ihre Hand darunter, ließ das Wasser über ihre Handfläche laufen und trank dann.

Bree spritzte sich das kalte Wasser ins Gesicht. Sie hatte fast 24 Stunden ohne Schlaf auskommen müssen, aber das Wasser erfrischte sie wieder. Als Lil gierig trank, dachte Bree über ihr weiteres Vorgehen nach.

»Wir brauchen ein Versteck hier in der Nähe«, flüsterte sie.

Zu Beginn ihrer Flucht hatte der heftige Regen ihre Fußspuren weggewaschen. Doch jetzt musste Bree auf jeden ihrer Schritte achten. Sie vermied wei-

chen Grund und trat nur auf Fels, Gras oder gefallene Blätter. Lil ging dicht hinter ihr. Bree wusste genau, was sie jetzt benötigten: einen Unterschlupf, der weit genug vom Wasser entfernt war, sodass sie von jemandem, der dort rastete, nicht entdeckt werden konnten. Zudem musste sie dieser Unterschlupf vor Kälte und Regen – und vor allem natürlich vor den suchenden Blicken ihrer Verfolger – schützen.

Bei ihrer Suche nach einem geeigneten Versteck vermisste Bree ihren vierzehn Jahre alten Bruder Devin. In den Bergen Irlands hatten sie einen Unterschlupf innerhalb einer Gruppe von Kiefern gebaut. Jetzt suchte sie etwas Vergleichbares, fand aber nichts. Und die Zeit wurde langsam knapp.

Beim ersten Licht der Dämmerung am Horizont entdeckte Bree einen Felsbrocken, der sich weit genug oberhalb des Baches befand. Eine Eiche stand schräg hinter dem großen Felsen. Eine zweite Eiche und einige Haselnuss-Sträucher wuchsen ebenfalls dort.

Bree gab Lil ein Zeichen. Statt auf dem kürzesten Weg hinaufzuklettern, suchten sie sich einen Weg, der sie zunächst bogenförmig um ihr Ziel herumführte. Sie vermieden weiche Erde und blieben auf festem Grund. Als sie dann zu dem Felsbrocken hinunterkletterten, achteten sie darauf, nur auf Felsvorsprünge zu treten. So entstanden keine Fußabdrücke.

Als sie sich dem großen Felsen näherten, stellte Bree fest, dass ihr Versteck noch besser war, als sie

sich erhofft hatte. Von unten hatte sie nur einen großen Felsen gesehen. Von hier oben wurde sichtbar, dass es sich eigentlich um mehrere Felsen handelte, die sich rings um den Rand einer Vertiefung im Boden befanden.

Dadurch, dass die Eichen so nahe standen, wirkte es, als wären ihre Äste Arme, die sie schützend über das Versteck hielten. Bree und Lil kletterten den verbleibenden Weg nach unten und krochen in ihr neues Heim. In der Senke im Boden unterhalb der Bäume breitete Lil ihre Decke aus Rentierfell aus. Bree stopfte ihre Bündel in die Zwischenräume zwischen den Felsen. Tief unter den Bäumen fanden sie einen trockenen Platz, wo sie ihr Übergewand aus Seehundfell ausbreiten konnten, das sie über ihrer Kleidung trugen.

Bree breitete ihre Rentierfell-Decke zwischen Lil und dem Eingang in ihr Versteck aus. Als Bree sich in ihre Decke einkuschelte, fiel ihr auf, dass sie schon die ganze Nacht auf den Beinen war. Sie musste gähnen und ermahnte sich dazu, wach zu bleiben und aufzupassen. Stattdessen musste sie erneut gähnen. Wie sollte sie bloß wach bleiben? Die Zeit reichte nur noch für ein kurzes Gebet: »Vater, bitte verbirg uns vor ihren suchenden Blicken.« Nur einen Augenblick später schien es keine Rolle mehr zu spielen, dass Irland so weit weg war – Bree war eingeschlafen.



Die Silbermünzen

Mikkel erwachte kurz nach Sonnenaufgang. Er wischte sich das blonde Haar aus seinen blauen Augen und sah sich um. Mit seiner für sein Alter ungewöhnlichen Größe und seiner von Sonne und Wind gebräunten Haut fühlte er sich als das, was er auch war: Herr über ein Wikinger-Langschiff. Schon bald nachdem Mikkel vierzehn Jahre alt geworden war, hatte ihm sein Vater das Kommando über ein Handelsschiff übertragen, das von Norwegen nach Irland segelte.

Mikkel war noch satt von der schmackhaften Mahlzeit, die er am Abend zuvor gegessen hatte. Sein Schlafsack aus Seehundfell hatte ihn warm und trocken gehalten. Und das Beste war, dass er jetzt wieder zurück in Norwegen war. Er hatte nicht nur Häute und Felle in Dublin verkauft, sondern auch Raubzüge in Irland durchgeführt, bei denen er kostbare Edelsteine und andere Schätze erbeutet hatte. Sogar wertvolle Gefangene hatte er gemacht.

Mikkel grinste. Diese erste Fahrt unter seiner Führung war ein voller Erfolg gewesen. Besser konnte es unmöglich kommen. Außerdem würde er mit einer Seekiste voller Schätze nach Hause kommen. Der größte Schatz war aber ein Beutel mit Silbermünzen, die Mikkel sozusagen »gefunden« hatte. Man könnte es auch anders nennen, und sein Vater würde dies

bestimmt auch tun, aber vorläufig beließ er es bei dieser Formulierung. Dem aufkommenden Unbehagen bei dem Gedanken an seinen Vater schenkte er keine weitere Beachtung. Heute hatte er keine Zeit für düstere Gedanken.

Viel lieber schwelgte er in seinem Erfolg: *Nach nur einer Fahrt bin ich schon reich!* Ja, das Leben meinte es gut mit ihm, und bald schon würde er jedermann in seinem Heimatort Aurland erzählen, wie erfolgreich seine Seereise verlaufen war. Von da an würde er berühmt werden. In den großen Hallen des Nordens würde sein Name von einem Geschichtenerzähler an den nächsten weitergegeben werden: *Mikkel, Sohn von Sigurd, dem mächtigen Häuptling von Aurland!* Jeder würde von seinen mutigen Taten erfahren, von seinen siegreichen Reisen und seinem großen Reichtum.

Doch jetzt richtete sich seine Aufmerksamkeit erst einmal auf den Kessel, der am Ufer auf dem Feuer stand. Der Geruch von Essen lag in der Luft. *Das ist bestimmt fangfrischer Fisch,* dachte Mikkel. Voller Vorfreude auf den Tag schlüpfte er aus seinem Schlafsack aus Seehundfell. Seine mit massivem Eisen beschlagene Seekiste stand seitlich am Rand des Schiffs. Mikkel nahm einen Schlüssel von der Kette an seinem Gürtel und öffnete das Vorhängeschloss.

Er trug bereits eine lange, schmale Hose und fand nun Lederstreifen, die er um seine Waden wickelte. Weiter nahm er eine Tunika – ein weit geschnittenes Gewand, das er über seinem Hemd trug. Das alles



vervollständigte er noch, indem er sich seinen besten Umhang umlegte.

Als Mikkel gerade seinen zusammengerollten Schlafsack in der Kiste verstauen wollte, blickte er hinein. Auf der Reise nach Irland und zurück hatte er den Großteil seiner Vorräte an Fladenbrot, Käse und getrocknetem Kabeljau bereits verbraucht. Trotzdem war noch genug für den restlichen Weg nach Hause vorhanden. In der Kiste befand sich außerdem ein weiterer Umhang und Wechselkleidung, falls die Kleidung, die er jetzt trug, nass werden würde.

Doch plötzlich kniete Mikkel sich hin und begann, hektisch in der Kiste zu wühlen. Seine Kleidung war vollständig, auch die abgepackten Vorräte an Fladenbrot, Käse und getrocknetem Fisch. Dann wusste er es: Sein Beutel mit Silbermünzen war verschwunden. Mikkel blinzelte. Er rieb sich verwundert die Augen und starrte in das Innere seiner Seekiste. *Träume ich? Das kann nicht sein ...* Er sah nochmals unter jedem Seehundfell, jedem Kleidungsstück und auch dem kleinsten Päckchen mit Vorräten nach. *Er ist nicht da!*

Mit zunehmender Panik durchsuchte Mikkel die Kiste noch ein weiteres Mal. Doch der Beutel war und blieb verschwunden – ein Irrtum war ausgeschlossen. Sein Magen verkrampfte sich. *Gestern war er doch noch dort! Der Beutel war das Letzte, was ich gestern Abend noch gesehen habe ...* Mikkel wollte den Gedanken lieber nicht zu Ende führen. Aber es ließ ihn nicht los. Der Beutel mit den Silbermünzen war

das Letzte gewesen, was er gesehen hatte, bevor er die Kiste verschlossen und das Schiff verlassen hatte, um einen Freund zu besuchen.

Mikkel griff prüfend nach seinem Messer, das sich unverändert in dessen Scheide an seinem Gürtel befand. Dann nahm er sein Schwert, das neben seinem Schlafplatz auf dem Boden lag, und schob es in eine zweite Scheide an seinem Gürtel. Er sprang über die Seite des Schiffs und stand nun vor den Gefangenen, die um ein Feuer herumstanden und sich wärmten.

»Schafft sie an Bord!«, befahl Mikkel seinen Männern. Er selbst hatte einige der Gefangenen zusammengetrieben, während sie in Irland auf Raubzug gewesen waren. Jetzt sah er die Angst in ihren Augen. Schnell blickten sie auf den Boden und schleppten sich zurück auf das Wikingerschiff.

»In einer Reihe aufstellen!«, ertönte Mikkels wütende Stimme.

Die Gefangenen stellten sich entlang der Innenseiten des Schiffs in langen Reihen auf. Manche konnten ihren Ärger nicht verbergen und standen dort erhobenen Hauptes und mit vorgereckter Brust. Andere warteten still ab, was geschehen würde. Ihr abwesender Blick lag auf den Bergen, die den Hafen ringförmig umschlossen. Wieder andere standen da mit hängenden Schultern und gesenktem Kopf und starrten auf das Deck.

Von denjenigen seiner Männer, die sich auf dem Schiff in der Nähe der Gefangenen oder am Strand

aufhielten, wählte Mikkel vier aus. Alle vier hatten in der vergangenen Nacht Wache gehalten.

»Mein Beutel mit Silbermünzen ist weg«, sagte Mikkel.

Ein Raunen ging durch die Reihen der Wikinger. Nach ihrem Gesetz konnte ein Dieb mit dem Tod bestraft werden.

»Durchsucht die Sklaven!«, befahl Mikkel.

In zwei Zweiergruppen durchsuchten die Wikinger die aufgereihten Gefangenen. Als sie damit fertig waren, stand das Ergebnis zweifelsfrei fest: Nicht ein Gefangener hatte auch nur ein paar Münzen an sich genommen. Falls sie irgendwann einmal über Geld verfügt haben sollten, war es ihnen abgenommen worden, als sie gefangen genommen worden waren.

Aber so leicht gab Mikkel nicht auf: »Durchsucht ihre Sachen, und sucht gründlich!«

Es dauerte nicht lange, bis die wenigen Habseligkeiten der Gefangenen durchsucht waren. Und wieder war das Ergebnis das gleiche. Als sie fertig waren, stellten sich die vier Wikinger neben die Gefangenen und sahen Mikkel an.

»Und was habt ihr bezüglich euch selbst vorzubringen? Was geschehen ist, ist während eurer Wache geschehen.«

Alf, der kleinste der Wachen und gleichzeitig auch der kleinste der Wikinger insgesamt, trat zu ihm. Trotz wochenlangem Einfluss von Wind und Sonne wirkte die Haut in seinem Gesicht zart. Als er seine

Strickmütze zurückschob, hob sie sich kegelförmig. Hellbraunes Haar kam um seine Ohren herum zum Vorschein.

»Die Trolle waren es«, sagte Alf mit angsterfüllter Stimme. »Ich hätte nie gedacht, dass ich sie einmal bei der Arbeit erleben würde.«

»Die Trolle?« Mikkel machte keinen Hehl aus seiner Verachtung. Trolle waren bekannt für ihre langen, krummen Nasen, ihre hässlichen Gesichter und den Ärger, den sie machten. Und doch schien Mikkel keinerlei Furcht zu zeigen.

»Sie kamen letzte Nacht aus den Bergen.« Mit seinem stets lächelnden, runden Gesicht wirkte Alf immer fröhlicher als die anderen Wikinger. Doch jetzt sah er besorgt aus. Wie wenn er Angst hätte, irgendwo einen Troll zu entdecken, wanderte sein Blick unruhig von einer Ecke des Schiffs zur anderen. Als er über seine Schulter sah, sprach Alf mit seiner sanften Stimme noch leiser als sonst.

»Wenn die Trolle deine Münzen gestohlen haben, wie sollen wir sie dann je wiederfinden?«

Mikkel war am Ende seiner Geduld angelangt und seufzte genervt. »Wie soll das denn ein Troll gewesen sein?« Und doch gaben Alfs Worte Mikkel zu denken. Unwillig blickte er zu den Bergen. Jedermann wusste, dass Trolle so groß waren, dass sie sogar über Bäume hinwegsehen konnten. Aus diesem Grund lebten sie in den Bergen und versteckten dort auch ihr Gold und Silber. Mikkel wollte sich nicht bei den Trollen unbeliebt machen.

Sie konnten einem allen erdenklichen Ärger bereiten.

Doch da lachte der größte der Wikinger spöttisch. »Trolle!«

Gunnar war groß und schlank und stand neben Alf. Ein wilder, zotteliger Bart bedeckte sein Gesicht bis hinauf zu den Wangen.

»Du kannst nicht immer alles den Trollen in die Schuhe schieben!«

»Pssst!« Alf hob seine Hände, um Gunnar zum Schweigen zu bringen. »Du wirst sie noch verärgern!«

»Blödsinn ...« Gunnar wandte sich den Gefangenen zu. »Wer auf diesem Langschiff hat den Beutel mit Silbermünzen an sich genommen?«

Bei diesen Worten wandte auch Mikkell sich wieder den Gefangenen zu. Diese Menschen hatten er und seine Männer aus Irland geraubt. Mikkells Blick wanderte von einem Mann, einer Frau oder einem Kind zum nächsten. Mikkells Wut wuchs unaufhaltsam. Es war ihm völlig klar, wer fehlte.

»Wo ist sie?«, fragte Mikkell.

»Wo ist wer?«, fragte jemand. Doch keiner der Gefangenen erwiderte seinen Blick.

»Bree!« Mikkell spuckte den Namen förmlich aus, so als ob sie der verhassteste Mensch auf der Erde wäre. Jeder Gefangene und jeder Wikinger kannte ihren Namen genauso gut wie Mikkell. Und jeder an Bord wusste, wer fehlte.

»Das Mädchen Bree«, sagte Mikkell hasserfüllt.

Wieder ging ein leises Raunen durch die Reihen der Wikinger. Mikkel tat so, als hörte er es nicht. Als kein einziger der irischen Gefangenen antwortete, fing Mikkel an zu zählen. Er kam zu dem Ergebnis, dass nicht nur Bree weg war, sondern auch noch eine weitere Person. Mikkel hatte Bree lange genug beobachtet, um zu wissen, wer das war.

»Das Mädchen, dem Bree geholfen hat«, sagte er. »Wie ist ihr Name?«

Und wieder erwiderte keiner der Gefangenen seinen Blick. Sie starrten alle auf die hölzernen Planken des Schiffsdecks.

»Wo ist sie hin?«, fragte Mikkel. Er sprach Nordisch, eine Sprache, die von Händlern benutzt wurde. Obwohl die Iren Gälisch sprachen, war er sich sicher, dass manche von ihnen auch Nordisch verstanden. Aber niemand antwortete auf seine Frage.

Mikkel wartete. »Wenn ihr mir nichts sagt, werdet ihr für die Strafe verantwortlich sein, die sie bekommen werden.«

Es sprach immer noch niemand. Wie die Steinmauern, die ihr Land durchzogen, so hielten auch die Iren zusammen. Mikkel zweifelte nicht daran, dass sie einen Plan hatten.

Mit schnellen, entschlossenen Schritten ging Mikkel zu dem ersten Gefangenen. Er hob dessen Kinn und wartete darauf, dass der Ire ihm in die Augen sah. Doch der blieb stumm.

Genauso verfuhr Mikkel mit dem zweiten, dritten und vierten Gefangenen. Jedes Mal wartete

er, bis derjenige seinen Blick erwiderte. Ob nun Mann, Frau, Junge oder Mädchen – nicht einer der irischen Gefangenen sagte etwas. Auch äußerlich machte niemand den Eindruck, über Brees Verbleib Bescheid zu wissen. Nicht einmal ihre Blicke verrieteten etwas.

Schließlich trat Mikkel einige Schritte zurück. Sein Blick wanderte über das gesamte Deck, dieses Mal von Wikinger zu Wikinger. Sie blickten hinaus aufs Meer oder zu den Bergen und niemand erwiderte seinen Blick – bis auf einen: Hauk.

Mit seinem silbergrauen Haar, seinem langen Bart und seiner wie ein Schnabel geformten Nase sah er aus wie ein Habicht. Als erfahrener Seemann hatte Hauk sich alle Mühe gegeben, Mikkel alles beizubringen, was er wusste. Doch als Hauk krank geworden war, hatte Mikkel eigene Pläne geschmiedet. Entgegen den anderslautenden Vorgaben seines Vaters hatte Mikkel seine Männer auf einen Raubzug geführt, dessen Ziel das irische Kloster Glendalough (ausgesprochen: *Glen-da-loch*) gewesen war.

Unter seinen buschigen Augenbrauen hindurch beobachtete er Mikkel mit stechendem Blick. Und eines war klar: Dieser Mann, den sein Vater ihm zur Seite gestellt hatte, um ihn bei der Führung der Mannschaft zu unterstützen, wollte jetzt sehen, wie Mikkel sich in dieser Situation schlug. Und Mikkel würde ihn nicht enttäuschen. Er richtete seinen Blick wieder auf die vier Wachen und sah ihnen direkt in die Augen.

»Ihr habt die Gefangenen fliehen lassen. Was habt ihr dazu zu sagen?«

»Das jüngere Mädchen heißt Lil«, antwortete Alf.
»Aber die Münzen haben die Trolle gestohlen.«

Der große und schlanke Gunnar schüttelte den Kopf. »Trolle!«, sagte er wieder spöttisch. »Sie sind nicht für alles verantwortlich. Bree hat die Münzen genommen.«

»Ja, genau!«, stimmten die anderen beiden Wachen ein.

»Aber wie?«, fragte Mikkel. »Meine Seekiste war verschlossen, und der Schlüssel war hier bei mir.«

»Dumm ist die Kleine nicht«, versuchte Gunnar zu erklären. »Die Dunkelheit der Nacht ... Wir standen draußen im Regen ...« Er zuckte mit den Schultern, so als ob er gerade die Lösung des Problems gefunden hätte.

»Aha. Und du hast nicht bemerkt, wie sie über den Rand des Schiffs geklettert ist?«

»Das Segel war unten und war an die Ruderöffnungen gebunden.«

Mikkel wurde zornig. Er wusste, wie einfach es war, unter dem Segel herauszuschlüpfen – egal auf welcher Seite des Bootes. Aber er würde sich hüten, die Gefangenen zur Flucht zu ermuntern, indem er ihnen einen erfolgreich durchgeführten Plan verriet.

»Es wird kein nächstes Mal geben«, teilte Mikkel den Wikingern mit. »Wenn auch nur ein weiterer Gefangener flieht, dann verliert ihr alles, was ihr in Irland an euch gebracht habt. Und was euch betrifft,

die ihr so ›vorbildlich‹ Wache geschoben habt ...« Mikkel ließ sie seine Verachtung deutlich spüren. »Ihr, die ihr nicht in der Lage wart, zwei verängstigte irische Mädchen zu bewachen – ihr werdet für diese Reise keinen Lohn erhalten. Ihr erhaltet keinen Anteil an dem Erlös für die Felle und die Waren, die wir in Dublin verkauft haben.«

Mikkels Blick huschte kurz zu Hauk. Als der Mann nickte, wusste Mikkel, das Hauk mit seiner Entscheidung zufrieden war. Mikkel sah wieder zu den vier Wachen. Bei dreien von ihnen sah er unbändige Wut wie loderndes Feuer in ihren Augen brennen. Nur Alf schien immer noch davon überzeugt zu sein, dass sie nächtlichen Besuch von den Trolen erhalten hatten. Mikkel war froh über ihre Wut, denn wütende Männer würden alles daransetzen, Bree zu finden und zurückzubringen.

»Wenn ihr es allerdings schafft«, ergänzte Mikkel, »die beiden irischen Mädchen wieder einzufangen und zurückzubringen – was nicht allzu schwer sein sollte –, dann werdet ihr euren Lohn erhalten.«

Mikkel sah die restlichen Wikinger an. »Fesselt jetzt die Gefangenen wieder. Wenn sie am Schiff festgebunden sind, bleibt ein Drittel von euch hier. Der Rest von euch schwärmt aus und sucht die beiden Mädchen. Wer mir die beiden wiederbringt, erhält doppelten Lohn.«

Mikkel beobachtete, wie die Männer die Hände der Gefangenen fesselten. Anschließend banden sie ein Seil um deren Knöchel, sodass zwischen ihren

Füßen nur ein geringer Abstand blieb. Dann banden sie jeden Gefangenen mithilfe eines längeren Seils am Rand des Schiffs fest. Während die Wikinger beschäftigt waren, betrachtete Mikkell eingehend die vier Wachen. Gunnar schien es kaum erwarten zu können, nach den Mädchen zu suchen. Die kompromisslose Entschlossenheit in seinen Augen ließ es Mikkell kalt den Rücken hinunterlaufen.

»Wartet!«, befahl er, als die Wikinger anfangen, das Schiff zu verlassen. »Hört mir gut zu und vergesst es nicht: Wenn auch nur einem der Mädchen ein Haar gekrümmt wird, ist euer Lohn dahin.«

Aufrecht stehend und mit seinem Schwert in der Hand wollte Mikkell sich davon überzeugen, dass auch jeder seiner Männer seine Befehle verstanden hatte. Als er sich jedem Wikinger einzeln zuwandte, erwiderte jeder seinen Blick – mit Ausnahme von Gunnar. Mikkell wollte sich äußerlich nicht das Geringste anmerken lassen und wartete regungslos auf eine Antwort.

»Verstanden?«, fragte er wieder.

Als Gunnar ihm schließlich in die Augen sah und nickte, erlaubte Mikkell seinen Männern, wieder zum Frühstück zurückzukehren. Die Gefangenen wirkten erleichtert. Ebenso ging es vielen der Wachen. Aber Mikkell hatte keinen Zweifel daran, dass einige der Männer durchaus hart und erbarmungslos sein konnten.

Mikkell war schon immer stolz auf das Handelsschiff gewesen, das sein Vater für ihn gebaut hatte.

Und er war auch immer schon stolz darauf gewesen, dass ihm sein Vater das Kommando über so viele Männer gegeben hatte. Doch jetzt fragte sich Mikkel, ob er den Erwartungen an ihn gewachsen war.

Doch sofort gab sich Mikkel selbst die Antwort: *Selbstverständlich bin ich ihnen gewachsen. Ist dieser Beutel mit Silbermünzen etwa nichts? Oder all die andere Beute?*

Erneut stieg Wut in ihm auf. Bree würde dafür bezahlen, was sie getan hatte. Doch als Gunnar über das Deck ging, sah Mikkel wieder seine Augen. Wie ein Fremder, der von außen an seine Tür klopfte, kam ihm ein Gedanke in den Sinn: *Was habe ich da nur losgetreten?* Das erste Mal in seinem Leben hasste Mikkel sich. Er allein war für die Plünderung von Gendalough verantwortlich. Erst jetzt dämmerte ihm allmählich, was seine Gier heraufbeschworen hatte.

Wie ein weiterer Fremder schoss ihm ein Gefühl der Warnung durch den Körper. *Wenn ich sichergehen will, dass Bree und Lil nichts geschieht ...* Mikkel wollte den Gedanken lieber nicht zu Ende denken. Jetzt zählte nur noch eines: *Ich muss zuerst bei Bree sein.*



Die Geschichte von den zwei Schwestern

Tief in den Wäldern Nordirlands dachte Devin O'Toole an seine Schwester Bree. Wenn er doch nur wüsste, wie es ihr ging! Wenn es doch nur einen Weg gäbe, sie aus den Händen dieser skrupellosen Wikinger zu befreien! Der vierzehnjährige Devin hatte eine kerzengerade Haltung, war schlank und groß für sein Alter und hatte das schwarze Haar und die tiefblauen Augen seines Vaters. Da er ein Jahr älter war als sie, hatte er immer auf sie achtgegeben. Auch er war von den Wikingern geraubt worden, die seine irische Heimat heimgesucht hatten.

Als Bree verlangt hatte, dass Mikkell ihren Bruder freiließ, wollte Devin nicht gehen. »Du gehst anstelle von mir«, hatte er Bree gesagt. Doch Mikkell hatte ihm keine Wahl gelassen. »Entweder du gehst jetzt auf der Stelle, oder du bleibst hier!« Bree hatte ihn gewarnt: »Willst du, dass Mama und Papa gleich zwei ihrer Kinder auf einmal verlieren?«

Zuversichtlich, dass es immer noch möglich wäre, seine Schwester zu befreien, war Devin einen steilen Hügel in Nordirland hinaufgerannt, der an einen Sandstrand angrenzte. Kurz darauf trieb Mikkell die Gefangenen und die Wikinger an, das Schiff zu besteigen. Devin konnte nur zusehen, wie das Schiff in See stach und schließlich am Horizont der Irischen

See verschwand. Jedes Mal, wenn er darüber nachdachte, spürte er den Schmerz von Brees Verlust.

Vom nördlichen Ende Irlands aus machten sich Devin und sein zehn Jahre alter Freund Jeremy auf den Weg in Richtung ihrer Heimat in den Wicklow Mountains, südlich von Dublin. Wie Devin war auch Jeremy von den Wikingern geflohen. Jetzt, lange Tage und Nächte später, gingen sie durch eines der engen Täler der Grafschaft Antrim.

Als sie den Wald betraten, standen die Bäume dicht beieinander. Plötzlich hörte Devin Schritte von jemandem, der hinter ihnen die Straße entlanggerannt kam. Doch als Devin zurückblickte, sah er niemanden. *Die Straße hinter der Kurve kann ich allerdings nicht einsehen ...*

Er zwang sich, sich nicht zu bewegen und zu lauschen. Inzwischen kannte er das Geräusch, wenn Jeremy rannte. Seine Schritte waren leichtfüßig und schnell, eben so, wie das bei einem Jungen seines Alters war. Doch dies waren die Schritte von jemandem, der älter und schwerer war. Die Schritte eines erwachsenen Mannes, der sich schnell näherte.

Devin sprang auf. »Versteck dich!«, rief er Jeremy zu, und der Junge rannte los. Devin war direkt hinter ihm. Wie verängstigte Kaninchen rasten sie in den Wald. Als die Schritte näher kamen, verbarg sich Devin hastig hinter dem Stamm eines großen Baums und sah zurück.

In diesem Augenblick kam der Mann auf der Straße an ihnen vorbei. Er hatte blondes Haar und

trug ein rotes Hemd. Und er lief, als könnte er den ganzen Tag so weiterlaufen.

Devin stöhnte. Wer war dieser Mann? Warum rannte er so, als ob er sie einholen wollte? Einen Tag nachdem Mikkel Irland verlassen hatte, hatte Devin jemanden gesehen, der so ein Hemd trug und sich in den Büschen versteckt hatte. Seitdem fragte sich Devin, ob Mikkel einen seiner Männer zurückgelassen hatte. So jemand wäre sicherlich wütend und würde aggressiv auf andere Menschen reagieren.

Als er und Jeremy wieder weitergingen, versuchte Devin, den Vorfall zu verharmlosen: »Wer auch immer dieser Mann ist – er geht nun vor uns, und das so zügig, dass wir ihn niemals wieder zu Gesicht bekommen werden.« Tief in seinem Innern wunderte sich Devin darüber, wie mutig seine Worte klangen. Fraglos konnte ein Mann mit Wut im Bauch ein ernstes Problem für sie darstellen.

Doch Jeremy grinste. Er hatte sandfarbenes Haar, braune Augen und einige Sommersprossen auf der Nase. »Damit flunkerst du dich ja selbst an. Das wäre so, als wenn du behaupten würdest, dass mich meine Sommersprossen attraktiv machen.«

Devin grinste zurück. Jeremy achtete darauf, dass er stets bei der Wahrheit blieb. Als Devin zu lange ohne Nahrung und Wasser gewesen war, hatte Jeremy ihn gerettet. Seitdem waren die beiden Jungen Freunde.

Devin wischte seine Gedanken beiseite und sah sich am Straßenrand nach Beeren um. Aber an die-

sem Septembertag waren nicht einmal mehr Hagebutten zu finden. Zweifellos waren sie alle von Vorübergehenden abgepflückt worden. Im weiteren Tagesverlauf begann Devins Magen zu grummeln. Das war zwar nichts Besonderes für Devin, aber in Anbetracht der Tatsache, dass es noch weit war bis in ihre Heimat in den Wicklow Mountains, war es ein unangenehmes Gefühl.

Als sich die Schleusen des Himmels öffneten und der Regen sie durchnässte, gingen sie in nasser Kleidung weiter.

Nach einer weiteren Stunde fühlten sich beide sehr niedergeschlagen. Je müder Devin wurde, desto mehr wuchs seine Wut. Und mit ihr sein Hass auf jeden Wikinger auf dieser Welt.

Als es schließlich später Nachmittag war, gingen die Jungen eine Straße entlang, auf der viele Menschen unterwegs waren. Ein paar Meter vor ihnen sah Devin einen Mann am Straßenrand stehen. Als sie schon fast an ihm vorbeigegangen waren, forderte der Mann sie mit einem Wink auf, stehen zu bleiben.

»Ihr werdet bestimmt müde sein«, sagte er. »Mein guter Herr hat eine Unterkunft für euch.«

Da er mittlerweile vorsichtig damit geworden war, jemandem zu vertrauen, musterte Devin das Gesicht des Mannes. Devin und Jeremy hatten sogar schon draußen übernachtet, nur um in Sicherheit zu sein. Devin wollte nicht, dass sie von dem Falschen eingeladen würden.

»Eine Unterkunft für uns?«

»So ist es. Ein *Breen*, also eine Herberge, die jedermann zur Verfügung steht. Kennst du so etwas nicht, mein Junge?«

Devin sah sich um. Sie standen in der Nähe einer Kreuzung. Fünf andere Straßen führten dorthin. Auf jeder Straße stand ein Mann, der die Reisenden auf ein großes Haus hinwies. Devin versuchte sich zu erinnern. Hatte nicht sein Vater von solchen Orten erzählt, die es in ganz Irland gab?

»Es ist ein Zufluchtsort«, sagte Jeremy.

»Für diejenigen, die etwas Falsches getan haben?«

Jeremy nickte. »Wenn sie einen Ort brauchen, zu dem sie fliehen können.«

Doch der Mann unterbrach sie: »Man kann dort auch hingehen, wenn man nichts Falsches getan hat. Seid ihr Jungs hungrig? Oder durstig? Mein Herr wird sich eurer annehmen.«

»Es kostet auch nichts«, flüsterte Jeremy.

Dann fiel es Devin wieder ein. Es war Teil der irischen Lebensart. Hatten seine eigenen Eltern nicht immer wieder fremde Menschen bei sich aufgenommen? Doch hier, wo sich sechs Straßen kreuzten, kamen so viele Menschen vorbei, dass ein Gastgeber über entsprechend viele Tiere und Diener verfügen musste.

Devin war erleichtert. Für diese Nacht war für einen warmen Schlafplatz gesorgt. Selbst wenn ihr Appetit so groß war wie die Irische See, würde genug zu essen da sein – und sie würden in Sicherheit sein.

Das war alles, was Devin im Moment interessierte: satt und in Sicherheit zu sein.

Als sie in eine große Halle kamen, vertrieb ein hohes, offenes Feuer in der Mitte des Raums die Kälte. Es war genug Brennholz vorhanden, die Holzscheite knisterten und knackten im Feuer. Der Rauch entwich durch eine Öffnung im Dach. Niedrige Tische und Bänke standen auf beiden Seiten des Feuers. Schachspieler beugten sich über ihre Schachbretter, und Männer, die von ihrem Äußeren her als Unterhaltungskünstler erkennbar waren, saßen in der Nähe. Weiter weg vom Feuer hielten sich die Gebildeten auf und diejenigen, deren Kleidung ihre gesellschaftlich hohe Position erkennen ließ.

Bald schon nachdem Devin und Jeremy einen Tisch gefunden hatten, begann das Essen. Es gab Schweinebraten, Brot und Kraut. Die zurückliegenden Tage an der frischen Luft hatten ihren Hunger angefacht. Devin war noch dabei, sich den Bauch vollzuschlagen, als ein Geiger aufstand und einen ausgelassenen *Jig*, einen lebhaften Volkstanz, spielte. Ein Harfenspieler brachte sich mit ein, ebenso ein Geschichtenerzähler.

Die Geschichten über vergangene Heldentaten füllten Devins Herz mit Mut. Schon immer waren die Iren tapfere Kämpfer gewesen. Hatte Devin nicht selbst die Worte Cormac MacArts – eines irischen Hochkönigs – gelernt, der zu seinem Sohn gesagt hatte: »So wild und erbarmungslos ich auch gegenüber meinen Feinden in der Schlacht war, so

sanft und zurückhaltend war ich gegenüber meinen Freunden«?

Devin war stolz auf diese Tapferkeit im Kampf und froh über die Iren, die um ihn waren. Als er ihren Geschichten zuhörte, dachte Devin an einige seiner letzten Worte an seine Schwester: »Mut zum Sieg.« Devin wollte, dass jeder von Brees Mut erfahren sollte. Er stand auf, die angenehme Wärme und das gute Essen hatten jedwede Zurückhaltung verfliegen lassen. Mit lauter Stimme, sodass es jeder verstehen konnte, begann er seine Erzählung von den zwei Schwestern. Mit kühnen Worten erzählte er die Geschichte von Keely, die Jahre zuvor von den Wikingern geraubt worden war. Und jetzt war seine Schwester Bree ebenfalls von Männern geraubt worden, die das Kloster in Glendalough geplündert hatten.

Devin sah, wie die Männer um ihn herum ihre Fäuste ballten und wütend grummelten. Beflügelt von ihrem starken irischen Mitgefühl erzählte Devin weiter. Beim Erzählen wuchs auch die Wut bei ihm selbst und sein Hass auf die Wikinger. Als er fertig war mit seinem Bericht und sich setzte, sprang ein Mann auf und hob das Glas: »Auf Devin, den Burschen mit der Seele eines Dichters und der Zunge eines Geschichtenerzählers! Auf Devin, den Geschichtenerzähler, der zwei Schwestern verloren hat!«

Ihre Gesichter füllten sich mit Zorn, weitere Männer sprangen auf: »Wo sind sie, Junge? Wo sind

diese grausamen Plünderer, die in unser Land eingefallen sind?« Als Devin sich wieder erhob, wurde es still in der großen Halle. In die ihn umgebende Stille sprach Devin mit einem Schmerz in der Stimme, der seine Zuhörer direkt ins Herz traf.

»Ihr seid tapfere Männer, erpicht darauf zu helfen«, sagte er. »Ihr seid Männer voller Mut. Aber das Wikingerschiff ist bereits weit draußen, irgendwo auf der stürmischen Nordsee.«

Ein Aufstöhnen ging durch die Halle. Selbst der mutigste Ire wusste, dass alle Wut nichts half, wenn das Schiff bereits außer Reichweite war. Als Devin sich wieder setzte, fühlte er sich schwach. Während er erzählt hatte, waren seine Wut und sein Hass auf die Wikinger gewachsen. Es schien Jahre zurückzuliegen, dass er auf den Felsen an der Irischen See gelegen hatte, hinauf zu den Sternen geblickt hatte und geglaubt hatte, dass Gott ihn sicher in seiner Hand hielt. Aber war das nicht erst vor ein paar Nächten gewesen?

Als ein junger Mann anfing, eine Ballade zu singen, versuchte Devin seinen Ärger zu vergessen. Doch stattdessen hatte er das unerklärliche Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Als er sich umsah, bemerkte er einen Mann, der mit dem Rücken an der Wand lehnte. Als Devin in seine Richtung blickte, wandte sich der Mann schnell ab. Devin nutzte die Gelegenheit, um sich ihn genauer anzusehen. Mit seinen blonden Haaren und seinen blauen Augen konnte der Mann ohne Weiteres ein Ire sein – aber

auch ein Wikinger. Jedenfalls war seine Haut vom Wind und von der Sonne wettergegerbt. Aus irgendeinem Grund hatte der Mann ihn beobachtet. Und irgendwie hatte Devin seinen Blick auch gespürt.

Als er noch ein kleiner Junge war und in dem Wald in der Nähe des Hauses seiner Familie jagte, hatte Devin gelernt, ein solches Gefühl nicht zu ignorieren. Aber jetzt war er verwirrt. Bewusst hatte er diesen Mann noch nie gesehen. Bis zu dem Zeitpunkt, als Devin aufgestanden war und gesprochen hatte, konnte der Mann ihn eigentlich nicht gekannt haben. *Oder doch?* Der Gesichtsausdruck des Fremden ließ eine Wut erkennen, die Devin warnte. Plötzlich kam er darauf: *Aus irgendeinem Grund hasst mich dieser Mann – genauso wie ich die Wikinger hasse.*

Ein Überraschungspaket



Als Bree erwachte, hatte sie keine Ahnung, wo sie war. Im ersten Augenblick war sie überrascht, dass sie die Bewegungen des Wikingerschiffs nicht mehr spürte. Als sie dann die Eichen und Haselnuss-Sträucher um sich herum sah, wunderte sie sich noch mehr. Sonnenlicht schien zwischen den Ästen und Zweigen hindurch. Ein großer Fels und ein Kreis kleinerer Felsbrocken verbargen sie und Lil vor den Blicken anderer.

Sie haben uns nicht gefunden, stellte Bree fest.

Sie wagte kaum zu glauben, was passiert war. Ganz langsam wiederholte sie den Gedanken in ihrem Kopf. Zu ihrem Staunen trat wachsende Begeisterung.

Sie haben uns nicht gefunden!

Der Gedanke war einfach wunderbar ... Oder hatte sie das gerade laut gesagt? Egal: *Sie haben uns wirklich nicht gefunden!*

Neben ihr auf dem Boden schlief Lil. Die Rentierfell-Decke bedeckte den Großteil ihres Kopfes, nur ihr Gesicht lag frei. Bree beobachtete Lil für einen kurzen Augenblick und wünschte, dass sie selbst wieder acht Jahre alt sein könnte. Aus tiefstem Herzen wünschte sich Bree, dass jemand sich ihrer annehmen würde – dass sich jemand um sie kümmern würde, statt dass sie sich um Lil kümmern musste.

Unter ihrer eigenen Rentierfell-Decke streckte Bree ihre Beine aus. Jetzt schon deutlich wacher, reckte sie die Arme in die Höhe und streckte sich erneut.

Am liebsten würde sie den ganzen Tag so daliegen und den Schlaf nachholen, der ihr fehlte. Ihr Hungergefühl erinnerte sie aber daran, was stattdessen zu tun war. Solange sie denken konnte, wollte sie schon die Welt jenseits der Wicklow Mountains kennenlernen. Das war ihr großes Ziel im Leben, ihr sehnlichster Wunsch. Doch nun, nachdem sie von den Wikingern gefangen genommen worden war, wollte sie nur noch zurück in die Heimat und zu der Familie, die sie liebte.

Ihr wurde bewusst, dass der schwierigste Teil ihrer Reise noch vor ihr lag. Das ängstigte sie. Noch bis letzte Woche konnte sie immer ihre Eltern um Hilfe bitten. Doch das war vorbei. Stattdessen schwirrte ihr der Kopf. Wie kam sie dazu, zu denken, dass sie das schaffen konnte? Außerdem musste sie sich nicht nur um sich selbst kümmern, sondern auch die Verantwortung für jemanden übernehmen, der fünf Jahre jünger war als sie.

Dann fielen Bree die Worte ihres Vaters wieder ein: »Ich kann nicht immer bei dir sein, aber Gott kann das.«

In diesem Moment wünschte sich Bree nichts mehr, als dass ihre Eltern bei ihr wären. Als sie an ihre Familie dachte, erinnerte sie sich daran, wie ihre Mutter einst sagte: »Wenn du dich allein fühlst,

dann sprich mit Gott.« Und obwohl Lil in der Nähe schlief, fühlte sich Bree sehr allein, und Gott schien so weit weg zu sein. Er schien ihr nicht einmal mehr real zu sein. Vielmehr lastete jetzt all das, was sie tun musste, wie Blei auf ihren Schultern.

Bree zog die Decke hinauf über ihre Schultern und fing an zu beten. »Bitte, Gott, ich muss wissen, dass es dich gibt. Hilfst du mir, zu erkennen, was ich in dieser Situation tun soll?«

Als sie mit Beten fertig war, versuchte sie ihre Gedanken zu sortieren.

Wasser. Im Dunkel der Nacht hatte Gott ihnen eine Wasserquelle gezeigt.

Einen Unterschlupf. Bree sah sich um. Gott hatte auch dafür gesorgt. Er hatte sie inmitten der Felsbrocken verborgen.

Nahrung. Um ihre Flucht weiterführen zu können, mussten sie essen und ihre Kräfte erhalten. Das bedeutete, dass zumindest einer von ihnen – und sie war die Ältere – ihr Versteck verlassen musste, um Nahrung zu finden. Und jedes Mal, wenn sie das tat, würde sie riskieren, dass man sie entdeckte. Jemand könnte sie bis zurück in ihr Versteck verfolgen. Brees fester Wille war es, so viel Abstand zu Mikkel zu bekommen wie möglich. Doch sie hatte keine Ahnung, wohin sie gehen sollte. Und wo sollte sie Nahrung finden?

Fisch. Kabeljau. Das Wasser wimmelte davon. Es musste einen Weg geben, an Nahrung zu gelangen und dabei nicht erkannt zu werden. Aber wie? Als

Bree dort lag und nachdachte, grummelte ihr Magen erneut. Und plötzlich wusste sie, was zu tun war.

Wir müssen gesehen werden, ohne gesehen zu werden. Bree grinste. Früher hatten sie und ihre jüngere Schwester Keely ein Spiel gespielt, bei dem man sich Verkleidungen ausdenken musste. Manchmal machte auch ihr Bruder Devin mit, doch es war immer Bree gewesen, die das Spiel angefangen hatte – sei es in Gedanken oder im Ausprobieren einer neuen Verkleidung.

Nun erinnerte sich Bree an eine Verkleidung, die sie schon immer einmal testen wollte. Aber sie hatte nie geahnt, wie ernst ihr Spiel einmal werden sollte. Während der langen Tage, die sie nach Norwegen gesegelt waren, hatte Bree die Wikinger genau beobachtet und darüber nachgedacht, wie sie aussahen. Blaue Augen, blondes oder hellbraunes Haar, manchmal rotes Haar. Oder rotblondes Haar, wie sie es hatte.

Manche hatten kurzes Haar, das – wie bei Mikkel – nur bis über die Ohren ging. Andere hatten langes Haar, fast so lang wie bei Bree. Und bei manchen war das Haar – so wie bei ihr – gewellt. Allerdings hatte Bree bisher nie eine Wikingerin gesehen, die rotblondes Haar und braune Augen hatte. Vielleicht gab es so eine Person irgendwo. Wenn aber nicht, würde das Ärger bedeuten.

Wie also konnte sie ihre Augenfarbe verbergen? Da war wohl nicht viel zu machen ... Oder doch? Nachdem einmal ein Mann in den Wicklow

Mountains eines seiner Augen verletzt hatte, musste er wohl oder übel eine Augenklappe tragen.

Als er Bree davon erzählt hatte, war er immer noch voller Bitterkeit gewesen. »Wenn ich jemandem begegne, ist alles, was sie sehen, die Augenklappe. Die zieht die Blicke irgendwie auf sich. Der Rest von mir wird gar nicht wahrgenommen.« *Der Rest von mir wird gar nicht wahrgenommen.* Wenn sie so eine Augenklappe tragen würde, dann würde jeder nur darauf schauen statt auf ihr anderes, braunes Auge.

Was konnte sie noch tun?

Bree dachte über den Rest ihrer Verkleidung nach. Sie musste jeden Beobachter auf eine völlig falsche Fährte führen, niemand sollte bemerken, dass es sich bei ihr um ein dreizehnjähriges Mädchen handelte. Doch wie sollte sie älter aussehen, als sie war? Die meisten Menschen, die älter waren als sie, konnten eine Vielzahl von Dingen tun, die sie nicht tun konnte. Sie musste eine Verkleidung wählen, die es ihr ermöglichen würde, zu fischen. Wenn sie wie jemand aussehen würde, der gerne fischte, würden die Leute sie vielleicht nicht beachten. Und genau das wollte sie ja!

Damit war ihr klar, was sie tun musste. Sie musste nur einen Weg finden, es zu tun. Aber was war mit Lil? Sie war klein und schlank und wirkte dadurch zierlich und zerbrechlich. Ihre Haut war sehr hell und sie hatte blaue Augen. Doch ihre Wimpern und ihr Haar waren so schwarz, wie man es von den dunklen Iren kannte. Die Kombination von schwar-

zem Haar und blauen Augen konnte ein Problem werden. Und noch etwas machte ihr Sorgen: Lil sah so aus, als ob ein Windstoß sie davonwehen könnte. Lil konnte allein schon deshalb auffallen, weil sie so klein war. Könnte sie vielleicht als Junge durchgehen? Wohl eher nicht. Aber andererseits ...

Hmmm. Das würde schwieriger werden, als sich eine Verkleidung für sich selbst auszudenken. Das größte Problem war jedoch, dass ihnen praktisch kein Material zur Verfügung stand, mit dem sie sich verkleiden konnten.

Doch dann erinnerte sich Bree. Sie hörte die Worte ihrer Mutter so deutlich, als ob sie neben ihr stände: »Verschwende nichts.« Noch niemals hatte die Familie O'Toole auch nur ein Ei, einen Laib Brot oder einen Batzen Torf für das Feuer verschwendet.

Für Brees Mutter ergab sich alles andere von selbst, wenn man nur darauf achtete, nichts zu verschwenden. Dann würde der Herr für alles Weitere sorgen.

Manchmal sagten Nachbarn zu ihrer Mutter: »Maureen O'Toole ... Jeder Bettler in Irland kennt den Weg zu deinem Haus. Wenn deine Familie nicht eines Tages hungern muss, bei all dem, was du weg gibst!«

Doch ihre Mutter hörte nicht auf damit, Hungern den etwas zu essen zu geben. Oft hatte sie zu Bree gesagt: »Wir dienen dem Herrn selbst. Er wird sich um uns kümmern. Er wird für uns sorgen.« Sie hörte die Worte so deutlich wie Glockengeläut: *Der Herr*

wird für alles sorgen. Es war wie ein Versprechen. Sie konnte ihn um Hilfe bitten. Sie würde Hilfe brauchen. Sowohl sie als auch Lil brauchten etwas zu essen.

Bree schob die Decke zur Seite, griff nach ihren Schuhen und zog sie an. Aus einem Hohlraum zwischen den Felsen zog sie ein zusammengerolltes Stück Seehundfell, das sie mitgebracht hatte. Vorsichtig wickelte sie es auseinander und nahm die Fladenbrote heraus, die sie dort verborgen hatte. Es waren fünf Stück. Sie nahm zwei davon heraus und wickelte das Fell wieder zusammen. Als sie es wieder verstaut hatte, öffnete Lil die Augen und richtete sich auf.

Selbst in dem dämmrigen Licht waren ihre Augen die blauesten Augen, die Bree jemals gesehen hatte. Und ihre Wimpern? Sie waren so schwarz, dass sie für sie beide ein ernsthaftes Problem darstellen konnten.

»Frühstück!«, sagte Bree fröhlich und hielt Lil ein Fladenbrot hin.

Lil grinste. »Na, wenn das mal kein Festessen wird – ich habe hier noch Käse.« Sie kramte, brachte zwei Stück Käse zum Vorschein und gab eines davon Bree.

Bree ermahnte sich, jeden Bissen bewusst zu genießen, und hielt sich den Käse an den Mund. Dann fiel ihr ein, dass ihr Vater zu Hause immer vor dem Essen gebetet hatte. Die angenehmen Erinnerungen an das Essen mit der Familie ließen sie wehmütig werden. Sie schluckte und schloss die Augen,

bevor ihr die Tränen die Wangen herunterrinnen konnten.

Doch es war Lil, die betete: »Danke, Vater, dass du uns geholfen hast, zu entkommen. Ich danke dir für dieses warme Heim ...«

Bree öffnete ihre Augen. *Warmes Heim?* Aus Lils Perspektive schien ihr Unterschlupf viel mehr als nur ein Unterschlupf zu sein. Doch dann sah Bree, wie Lil staunend die Felsen und Eichen ansah, die zusammen ihr Versteck bildeten.

Sofort senkte Bree wieder den Kopf.

»Und danke, Vater«, fuhr Lil fort, »für das Essen, das wir haben, und all das Essen, mit dem du uns noch versorgen wirst. Amen.«

Bree hob den Kopf und sah Lil in die Augen. Während ihrer Flucht den Berg hinauf hatte sich Bree dem langsameren Tempo des jüngeren Mädchens anpassen müssen. Bree hatte sich sogar gefragt, ob es richtig gewesen war, sie mitzunehmen. Aber nun wurde ihr klar: Was das Vertrauen auf Gott anging, hatte Lil sie überholt.

Bree lehnte sich nach vorne und blickte dem jüngeren Mädchen in die Augen. »Weißt du was? Wir waren so mit unserer Flucht beschäftigt, dass ich nicht einmal deinen Nachnamen kenne.«

»Byrne«, antwortete Lil.

»Wirklich?«, fragte Bree. »Bist du mit Tully verwandt?«

Allein schon seinen Namen auszusprechen, ließ Bree den tiefen inneren Schmerz der vergangenen

Woche spüren. So wie die Trittsteine in dem Fluss in der Nähe des Hauses ihrer Familie vom Wasser überspült wurden, so wurde sie jetzt wieder von Erinnerungen überwältigt. Und mit ihnen kam Brees Wut über all das, was passiert war.

In Gedanken erlebte sie den Morgen ihres Geburtstags noch einmal: wie sie den Berg hinunterkam und es ihr schien, als sähe sie Tully, den Sohn des besten Friends ihres Vaters ... Wie Tully auf einem Felsen stand, den Rücken ihr zugewandt, wie er die Trittsteine betrat, die über einen gefährlichen Fluss führten ...

Tully ..., dachte Bree mit einem Schmerz, den sie seitdem oft verspürt hatte. Tatsächlich hatte es sich jedoch um Mikkel gehandelt. Mikkel, der hinterhältig in ihre irische Heimat eingedrungen war, um zusammen mit seinen Wikinger-Spießgesellen zu plündern und zu stehlen. Da sie nicht an Mikkel denken wollte, versuchte sie die Gedanken zu verscheuchen.

»Bist du mit Tully verwandt?«, fragte sie nochmals.

Lil grinste. »Er ist mein Cousin. Deshalb weiß ich auch, wer du bist. Er hat mir von dir erzählt.«

»Wirklich?«

»Er will dich eines Tages heiraten.«

Bree schluckte. »Das hat Tully gesagt?«

»Allerdings!« Lil richtete sich auf, so als ob die gesamte Verantwortung für ihre Flucht auf ihren Schultern ruhen würde. »Na, dann werde ich wohl besser mal zusehen, dass ich dich heil nach Irland

zurückbringe. Tully wird mir sein Leben lang dankbar sein.«

»Und ich erst!«, lachte Bree, erfüllt von der Hoffnung, das grüne Gras Irlands wieder zu betreten. »Ich werde dir von ganzem Herzen dankbar sein!«

Als sie mit dem Essen fertig waren, griff Bree zwischen die Felsen und zog ein weiteres Bündel hervor. Nur Augenblicke bevor Bree und Lil das Schiff verlassen hatten, hatte eine irische Frau namens Nola sie gedrängt, das Bündel anzunehmen.

»Ich werdet fliehen, oder?«, hatte Nola geflüstert. »Nehmt das hier mit euch!«

An Bord des Schiffs waren Nola und Bree Freunde geworden. Mit ihrer Fähigkeit, Kleidung aus Seehundfell zu nähen, hatte Nola sich bei allen beliebt gemacht. Das Seehundfell, das Bree jetzt auseinanderwickelte, musste übrig geblieben sein, nachdem Nola sichergestellt hatte, dass jedes Mädchen warme Kleidung bekommen hatte. Die Tunika – ein einfach gehaltenes Kleid, das weit geschnitten war und bis zu den Knöcheln ging – konnte über dem Kleid getragen werden, das jedes der Mädchen bereits trug. Sofort als Bree ihre Tunika angezogen hatte, war ihr wärmer geworden. Bree war überzeugt davon, dass Nola ihr den letzten Rest ihres Vorrats an Seehundfell gegeben hatte.

Bree legte das Bündel auf ihre Rentierfell-Decke, löste den Knoten und öffnete es. In dem ersten Seehundfell befanden sich zwei weitere Felle. Zudem befand sich darin eine kleine Schachtel, in der sich

eine große Nadel mit starkem Garn befand. Es war das gleiche Garn wie jenes, das sie an Bord des Schiffs benutzt hatten, um Kleidung zu nähen.

Weiter befanden sich in dem Fell sieben Fladenbrote und fünf Stücke Käse. Hatte Nola denn gar nichts gegessen? Auch ein großes Tuch war darin, es war aus dunkelblauer Wolle gestrickt. Ganz auseinandergefaltet sah es aus wie eine quadratische Decke. Wenn man es dann einmal zusammenlegte, sodass eine Ecke auf der gegenüberliegenden lag, wurde das Tuch zu einem Dreieck, das sich eine Frau über die Schultern legen konnte. Sofort fielen Bree unzählige Möglichkeiten ein, wie sie dieses Tuch einsetzen konnte. Sie musste jedoch die bestmögliche Einsatzmöglichkeit herausfinden.

Der nächste Gegenstand in dem Fellbündel war – seltsamerweise – eine Wollmütze von der Art, wie sie viele Wikinger trugen. Sie war grün mit einem weißen Muster. Wenn man sie anzog, war es, wie wenn man sich einen Strumpf ein Stück weit über den Kopf zog. Bree griff nach der Mütze und setzte sie Lil auf. Praktischerweise war sie auch noch zu groß für Lil.

»Stopf dein Haar hinein«, sagte Bree ihr. Die Mütze behielt ihre Form, obwohl sie mit Lils Haar gefüllt war. Bree beugte sich nach vorne und zog den vorderen Rand der Mütze über Lils Augenbrauen. »Das sollte funktionieren!«, sagte sie. »Wenn du darauf achtest, dich nicht im hellen Sonnenlicht aufzuhalten, müsste es gehen.«

Außerdem befand sich ein kleiner Stein in dem Fellbündel. Bree betrachtete ihn und fragte sich, was sie damit anfangen sollte. Es war ein ganz gewöhnlicher Stein, so wie ihn auch ihr Vater immer benutzt hatte, um ein Feuer anzuzünden. Hatte Nola ihn auf einer ihrer Aufenthalte an Land mitgenommen, nur für den Fall des Falles? Wollte sie, dass Bree immer daran dachte, das Notwendige dabeizuhaben?

Zuletzt befand sich in dem Fellbündel noch ein sorgfältig zusammengewickelt Päckchen. Erst dachte Bree, dass Nola einfach noch alle ihr verbliebenen Reste an Seehundfell mit hineingelegt hatte. Die Reststücke waren vom Zuschneiden größerer Stücke übrig geblieben und hatten dementsprechend allerlei eigentümliche Formen und Größen. Doch da war noch mehr. Nola hatte es auch geschafft, Streifen zu schneiden. Lange Streifen, die man als Seil benutzen konnte oder zu anderen Dingen ... Bei dem Gedanken vergaß Bree sogar, weiter auszuwickeln.

Doch Lil drängte sie, weiterzumachen. »Was ist noch da drin?«

Was auch immer es war – es war lang und schmal. Je weiter sie die Fellstücke abwickelte, desto mehr wuchs ihre Hoffnung. War es das, was sie dachte? Konnte das wirklich wahr sein? Nein, unmöglich ... Doch es war wahr. Wirklich und wahrhaftig.

Als das letzte bisschen Fell abgewickelt war, lehnte sich Bree ungläubig zurück und stützte sich auf ihre Fersen. Sie konnte nicht glauben, was sie vor sich sah.

Brees Verkleidung



Bree starrte überwältigt auf Nolas Geschenk. *Ich kann einen Fisch ausnehmen! Ich kann Feuer machen!*

Vor Bree lag ein Messer in einer Lederscheide. Nicht zu klein und nicht zu groß. Genau richtig, um ihr in vielfältiger Weise beim Überleben in der Wildnis zu Diensten zu sein.

Messer hatte Bree immer mit Respekt und Vorsicht behandelt. Sie wusste, warum ihre Mutter ihre Küchenmesser in einem so hohen Regal aufbewahrte – schließlich hatte Bree einen sieben Jahre alten Bruder und zwei noch jüngere Schwestern. Bei ihrem täglichen Kochunterricht hatte ihre Mutter ihr gezeigt, wie man die Messer richtig benutzte.

Und wenn Bree mit ihrem Vater im Wald unterwegs gewesen war, hatte sie noch eine andere Art von Respekt gelernt. Solange Bree zurückdenken konnte, hatte ihr Vater solch ein Messer in einer Scheide am Gürtel getragen. Es war für ihn ein Werkzeug, das er auf vielerlei Weise verwendete. Ohne sein Messer konnte Aidan O'Toole seine Arbeit nicht verrichten.

Einmal hatte Bree gefragt: »Warum zeigst du mir nicht, wie man das Messer verwendet?«

»Weil du ein Mädchen bist, Bree«, hatte ihr Bruder sie geneckt. »Wozu solltest du mit einem Messer für Männer umgehen können?«

Schon damals, als sie noch jünger war, hielt Bree das aber für wichtig, auch wenn sie nicht wusste, warum.

Brees Vater hatte ihr Anliegen nicht vergessen. Einmal zeigte er ihr, wie man einen Fisch ausnahm. Ein anderes Mal zeigte er ihr tief im Wald, wie man trockenen Zunder fand und welches Holz sich am besten für ein Feuer eignete. Als sie ein weiteres Mal in den Wicklow Mountains unterwegs waren, zeigte er ihr, wie man einen noch grünen Ast so zurechtschnitt, dass man ihn für die Zubereitung eines Fisches über offenem Feuer verwenden konnte.

Jahr für Jahr hatte ihr Vater, wenn er irgendetwas zu reparieren hatte, stets sein Messer herausgeholt. Und jedes Mal hatte Bree genau zugesehen.

Als sie nun ein Messer in den Händen hielt, das dem seinen sehr ähnlich war, war sie sprachlos. Wie hatte Nola es bloß geschafft, ihr ein Messer zukommen zu lassen? Es war ihr vollkommen unerklärlich, wie ihre Freundin das bewerkstelligt hatte.

Als sie und Nola Kleidung für die Mädchen an Bord genäht hatten, durften sie dafür Mikkels Messer verwenden. Mikkel hatte dann die ganze Zeit neben Nola gestanden, bis sie fertig war und das Messer wieder an ihn zurückgab.

»Denkst du, dass das Mikkels Messer ist?«, fragte Bree Lil. Doch dann wurde ihr klar, dass das nicht sein konnte. Mikkels Messer hatte sie größer in Erinnerung, und er trug es stets in einer Scheide an sei-

nem Gürtel. Außerdem hatte er sein Messer noch benutzt, nachdem er es Nola gegeben hatte.

Bree hatte noch gut vor Augen, wie Mikkel bei einem Sturm hoch oben in der Takelage seines Schiffs herumgeklütert war. Bei heulendem Wind hatte er sich an den Mast geklammert. Er hatte sein Messer genommen und auf das Seil eingehackt, das das Segel an seinem Platz hielt.

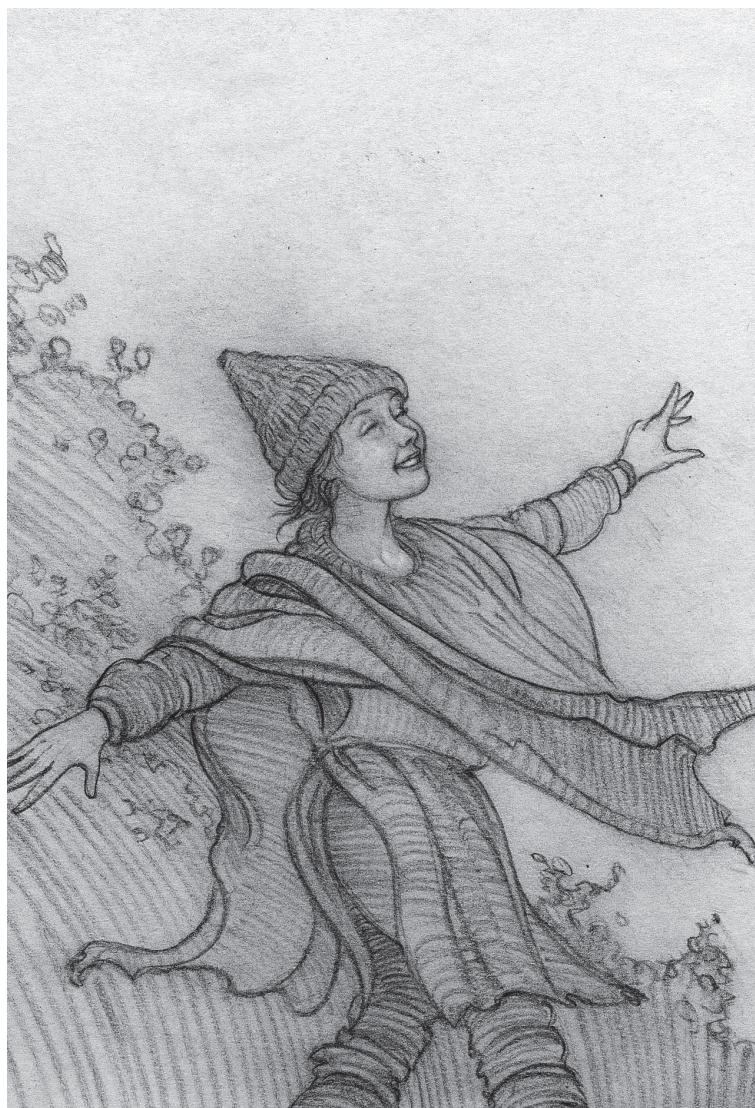
Allein schon beim Gedanken an diese Szene musste Bree schwer schlucken.

Noch bevor das Seil nachgegeben hatte, war eine kräftige Böe in das Segel gefahren und hatte das Schiff sehr weit auf die Seite gekippt. Einen schrecklichen Augenblick lang hatte Mikkels Leben am seidenen Faden gehangen, als er sich über dem Wasser hängend am Mast festhielt. So sehr Bree Mikkel auch hasste: Sterben sehen wollte sie ihn nicht.

Nein, das war nicht Mikkels Messer. Wem auch immer es gehörte – Nola war sich bewusst, wie sehr Bree ein Messer brauchen würde. Allein der Gedanke an die Güte ihrer lebenswürdigen irischen Freundin erfüllte sie mit Dankbarkeit.

Bree machte sich sogleich an die Arbeit. Mithilfe des Messers und eines flachen Steins schnitt sie Seehundfellstücke zurecht. Dann nahm sie die große Nadel und das starke Garn und fing an zu nähen. Als Bree fertig war, hatte sie einen Hut mit einem weichen, biegsamen Rand, der ihre Stirn und den Großteil ihrer Haare verdeckte.

Als Nächstes legte Bree ein kleines Stück See-



hundfell kreisförmig auf den Boden und stach jeweils am Rand zwei Löcher hinein. Anschließend trennte sie eine Seite des großen Tuchs auf, das Nola ihnen gegeben hatte. Dann schob sie den Faden, den sie dabei herausgezogen hatte, durch die beiden Löcher und verknotete ihn.

Lil war neugierig: »Was tust du da?«

Bree grinste. »Lass dich überraschen.« Sie hatte Spaß bei der Sache. Wenn die Situation nur nicht so ernst wäre ...

Inzwischen war Brees Seehundfell-Tunika trocken genug, um damit zu arbeiten. Die weit geschnittene Tunika konnte sie über ihrem Kleid tragen und ging ihr fast bis zu den Knöcheln.

Mit Lils Hilfe kürzte sie die Tunika so, dass sie knapp über ihren Knien endete. Mit dem übrigen Seehundfell und Stücken von Nolas Bündel machte Bree eine Hose für Lil. Bree nähte noch zügig die Säume, und schon konnte Lil ihre neuen Kleidungsstücke anziehen. Die Hose war weit geschnitten, darum band Bree noch kurze Lederstreifen um Lils Knöchel.

Lil benutzte einen weiteren von Nolas Lederstreifen, um die Hose vorne zusammenzuziehen. Aus zwei quadratischen Stücken Seehundfell und mehreren Lederstreifen machte Bree Schuhe für Lil, die bis über ihre Knöchel reichten.

Als Bree mit dem Nähen ihrer eigenen Hose fertig war, machte sie aus einem Teil ihrer Rentierfell-Decke einen kurzen Überwurf. In die Mitte des qua-

dratischen Fellstücks schnitt sie ein Loch, das gerade so groß war, dass ihr Kopf hindurchpasste.

Schnell zog sie ihre neue Kleidung an und wandte sich dann an Lil: »Komm, wir schauen uns mal um!«

Mittlerweile stand die Mittagssonne hoch über ihnen. Bree betrachtete die Sonnenstrahlen, die zwischen den Eichenblättern hindurchschienen, und versuchte sich davon zu überzeugen, dass nichts wirklich Schlimmes passieren konnte.

In ihrem Versteck fühlte sie sich sicher – zumindest für den Augenblick. Doch jetzt, als sie und Lil ihren gut verborgenen Unterschlupf verließen, hielt Bree inne, wartete und sah sich in alle Richtungen um.

»Wenn sich hier jemand herumtreibt, müssen wir uns trennen«, warnte sie Lil. »Mikkel und seine Männer erwarten, uns zusammen zu sehen.«

Als sie hierhergekommen waren, war es dunkel gewesen. Jetzt, am Tag, sah alles anders aus, sodass Bree sich zunächst orientieren musste. Als sie sich bezüglich der Richtung sicher war, in die sie gehen mussten, kletterten sie zunächst den Hang hinauf und gingen dann auf felsigem Grund weiter. Auf diese Weise hinterließen sie keine Fußspuren, denen man folgen konnte.

Als sie sich dann weit genug von ihrem Unterschlupf entfernt hatten, stießen sie auf festen, grasbewachsenen Boden. Während sie sich dem Bach näherten, sah Bree sich die ganze Zeit um. Schon bald hörte sie das Geräusch fallenden Wassers. Genau

hier waren sie auch gestern vorbeigekommen – das wusste sie. Bree und Lil wuschen ihre Gesichter und Hände und tranken dann gierig das klare, kalte Wasser.

Auf dem Weg zurück zu ihrem Versteck gingen sie auf das Licht zu, das zwischen den Bäumen hindurchschien. Als sie am Rande des Berges standen, war Bree überwältigt von der Aussicht und davon, wie weit es nach unten ging. Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie hoch sie letzte Nacht geklettert waren.

Sehr weit unter ihnen führte ein breiter Fluss vom Meer zu einer kreisförmigen Wasseransammlung, die wie ein großer See aussah. In der Nähe des Ufers stand eine Gruppe von Gebäuden, deren Größe Bree vermuten ließ, dass es sich dabei um einen Königshof handeln könnte. Die Gebäude waren von großen Getreidefeldern umgeben. In der gegenüberliegenden Richtung, zu Brees Rechten, befand sich der Hafen, in den Mikkels Schiff am Tag zuvor eingelaufen war.

Von dort, wo sie sich befand, konnte Bree sehen, dass die Schiffe auf eine Halbinsel hinaufgezogen worden waren. In der Nähe der Häusergruppe, an der sie und Lil vorbeigekommen waren, erkannte sie die Baumreihe, bei der sie sich versteckt hatten.

»Schau mal, dort!« Lil zeigte auf die Baumreihe.
»Dort hätten uns doch die Hunde fast gefunden.«

Bree lief ein Schauer über den Rücken, wenn sie nur daran dachte. Es schien so, als ob die Häuser umgeben waren von kleineren Bauernhöfen, Feldern und Weideland.

Bree versuchte, ihre Angst zu überwinden. Gestern hatte sie erfahren, dass der Hafen von sieben Bergen umgeben war. Die Schönheit von all dem, was sie sah, erfüllte sie mit Ehrfurcht. Konnte es einen schöneren Ort als diesen geben?

»Bei diesem Anblick bekomme ich Heimweh«, sagte Lil. »Wie gern wäre ich jetzt in Irland ...«

»Ich auch«, antwortete Bree. Wann immer es möglich war, hatte Bree ihren Lieblingsplatz auf dem Berg in der Nähe ihres Hauses aufgesucht. Die von dort aus in der Ferne sichtbare Irische See hatte stets eine Anziehungskraft auf sie ausgeübt, die ihr selbst unerklärlich war.

Wenn ich doch nur wüsste, was da draußen ist, hatte sie unzählige Male gedacht. Solange sie zurückdenken konnte, war sie neugierig gewesen, wie das Leben an weit entfernten Orten wohl sein würde. Jetzt musste sie bei dem Gedanken daran lächeln – damals hätte sie sich nie träumen lassen, was sie nun tatsächlich erlebte.

Von der Stelle aus, an der sie sich befand, konnte sie trotz der großen Höhe Mikkels Schiff ausmachen. Es war dasjenige, welches sich am nächsten am Meer befand. Männer, Frauen und Kinder bewegten sich wie winzige Märchenfiguren.

Männer trugen lange Holzbalken vom Schiff. In nur wenigen Minuten errichteten sie ein Gerüst aus Stütz- und Querbalken. Über dieses Gerüst spannten sie ein Tuch, sodass ein Zelt entstand. Andere Männer brachten noch mehr Holz vom Schiff. Als sie die

Holzteile zusammensetzten, lehnte sich Bree nach vorne, um besser sehen zu können. Bauten sie dort wirklich Reisebetten zusammen?

Zuerst beobachtete Bree das Ganze fasziniert. Doch dann verstand sie, was wirklich geschah: Da die Wikinger sie und Lil nicht gefunden hatten, brachen sie auch nicht in Richtung Heimat auf. Stattdessen richteten sie sich offenbar auf einen längeren Aufenthalt ein.

Diese Erkenntnis nahm Bree allen Mut. *Sie werden nicht weitersegeln, ehe sie uns gefunden haben, egal wie lange es auch dauern mag ...*

»Beängstigend, oder?« flüsterte Lil, und Bree verstand, was sie meinte. Obwohl Lil fünf Jahre jünger war, verstand sie genau, was dort unten vor sich ging.

Schon seit über einer Woche hatte sich Bree Gedanken darüber gemacht, wie sie Mikkell und seine Männer am besten austricksen konnten. Und doch gab es zwischendurch Augenblicke, in denen sie das Gefühl hatte, die Gefangennahme durch die Wikinger sei nur ein böser Traum und nicht die Wirklichkeit. Doch jetzt war Bree davon überzeugt, dass Mikkell und seine Männer sie niemals gewinnen lassen würden. Sie würden alles in ihrer Macht Stehende tun, um sie und Lil zurückzubringen. Und wenn ihnen das gelingen würde ... Bree wollte lieber nicht darüber nachdenken.

»Ich werde dich beschützen«, hatte Mikkell versprochen, als Bree ihm sagte, dass er ihr etwas schulde. »Aber du musst mir gehorchen.«

Durch ihre Flucht hatte sie diese Bedingung nicht erfüllt. Bree zitterte bereits bei dem Gedanken an das, was passieren würde, wenn man sie und Lil finden würde.

»Wir benötigen zwei Dinge«, sagte sie zu Lil. »Einen Ort, an den wir gehen können, und genügend Nahrung, um bis dorthin zu gelangen.«

Um an etwas zu essen für sie zu kommen, müsste Bree wohl oder übel zum Hafen zurückkehren. Sie rief sich erneut ins Gedächtnis, dass man sie »sehen musste, ohne sie zu sehen«. Dafür mussten sie zunächst einmal ihre Verkleidung vervollständigen. Auf einem nahe gelegenen sonnenbeschienenen Hang gab es ein paar kleinere Grasflächen zwischen den Felsen.

Bree begann, Grashalme abzurupfen, und versuchte dabei so nah wie möglich bei den Bäumen zu bleiben. Lil ließ jede Handvoll Gras in ihre Hose fallen und zog schließlich das Zugband zu. Als sie sich mit seitlich ausgestreckten Armen drehte, damit Bree sie begutachten konnte, schien sie mindestens fünfzehn Pfund zugenommen zu haben!

In der kurzen Zeit, die seit ihrer Flucht von dem Wikingerschiff vergangen war, war Lil ein anderer Mensch geworden. Trotz der dauernden Gefahr war Lil wieder zu dem unbeschwerten Mädchen geworden, das sie zu Hause wahrscheinlich gewesen war.

Während Lil im Schutz der Felsen ihres Verstecks blieb, ging Bree noch einmal los, um zusammensuchen, was sie selbst noch benötigte. Nach kurzer

Zeit entdeckte sie einen langen Ast auf dem Boden. Und obwohl es sich dabei um Sturmholz handelte, schien der Ast doch stabil zu sein. Bree brach die abstehenden Zweige ab, und schon hatte sie den robusten Wanderstock, den sie benötigte.

Sodann fand Bree einen biegsamen Ast, der lang genug war, um als Angelrute zu dienen. Auch ihn bearbeitete sie so, dass er die richtige Größe und Beschaffenheit hatte. Danach kehrte sie um und machte sich wieder auf den Weg zurück zu ihrem Versteck.

Wie immer ging Bree nicht den gleichen Weg zurück, den sie gekommen war. Vor langer Zeit hatte ihr Vater ihr beigebracht, keine Trampelpfade zu ihrem Haus zu hinterlassen. Und da sie nun einen anderen Weg zurück zu ihrem Versteck nahm, stieß sie auf die Überreste einer Kochstelle.

Bree blieb stehen und sah sich um. Der Bereich, wo das Feuer gebrannt hatte, war von Steinen umgeben, die in den Erdboden gesetzt worden waren. Wer auch immer hier seine Speise zubereitet hatte, hatte eine runde, flache Senke in den Erdboden gegraben. Nur ein paar verkohlte Holzstücke lagen noch dort.

Sie schlug ihren neuen Umhang zurück und öffnete einen kleinen Beutel, der an ihrer Hüfte hing. Sie nahm einen winzigen Spiegel aus polierter Bronze heraus und stellte ihn an einen Stein. Dann griff sie zu ihrem Kamm.

Nach kurzem Überlegen entschied sich Bree dafür, ihr Haar so zu lassen, wie es war. Sie berührte

mit den Fingerspitzen das verkohlte Holz und zog dann von jedem Ohr eine Linie bis knapp unter ihre Nase. Dann verrieb sie die schwarzen Linien nach unten, sodass der untere Teil ihres Gesichts dunkel gefärbt wurde. Wenn sie sich keinem direkten Sonnenlicht aussetzen würde, dann könnte das durchaus als Stoppelbart durchgehen.

Als Nächstes streifte Bree ihre rußgeschwärzten Hände an ihrem Umhang, ihrer Hose und ihren Schuhen ab. Dann fuhr sie mit ihren schmutzigen Fingern durch ihr Haar und verbarg die Haarspitzen unter ihrem Umhang.

Schließlich blickte Bree erneut in den Spiegel. Wenn sie mit dem neuen Gesicht, das sie geschaffen hatte, lächelte, dann schienen ihre Lippen irgendwie fehl am Platze zu sein. Ihr Haar sah strähnig und zottelig aus, ihre Kleidung war schmuddelig. Würde sie mit dieser Verkleidung die Wikinger täuschen können, die nach ihr suchten?

Auf ihrem Weg zurück zu Lil wusch sich Bree an dem kleinen Bach die Hände. Dann fiel ihr ein, dass ihre Verkleidung noch immer nicht vollständig war – etwas fehlte noch! Aus einer verborgenen Tasche holte sie das kleine, runde Stück Seehundfell, das sie zurechtgeschnitten hatte.

Mit dem Stück Fell bedeckte sie ihr rechtes Auge, band das Garn hinter dem Kopf zusammen und richtete den Sitz ihres Huts. Wenn sie sich den Hut tief ins Gesicht zog, würde vielleicht keiner ihr anderes braunes Auge bemerken.

Als Bree wieder ihren Unterschlupf betrat, sah Lil auf, erblickte Bree und schnappte nach Luft. In ihren Augen war Angst.

Schnell beruhigte sie Bree: »Ich bin's nur.«

Lil versuchte ihre Angst zu verbergen. »Wenn du redest, weiß ich das auch, aber deine Verkleidung wirkt so echt!«

Bree streckte die Arme nach ihr aus und umarmte sie. Das zierliche kleine Mädchen zitterte immer noch.

»Mit dir werde ich immer reden«, sagte Bree sanft. »Aber ich muss daran denken, dass ich mit sonst niemandem reden kann.«

Bree fühlte sich furchtbar – sie hatte das kleine Mädchen nicht verängstigen wollen. Derweil atmete Lil den Geruch verkohlten Holzes tief ein.

»Bah!«, rief sie aus. »Du stinkst vielleicht! Mein Cousin würde dich so bestimmt nicht heiraten wollen!«

An diesem Nachmittag nähte Bree eine Tasche, um Fisch zu transportieren. Dann trennte sie das große Tuch weiter auf, das Nola ihnen gegeben hatte. Das so gewonnene Garn diente ihr als Angelschnur, die sie sodann an dem Ast befestigte, den sie im Wald zurechtgeschnitzt hatte. Der Rest des Tuchs wurde zu einem Jungenpullover für Lil umfunktioniert.

Als die Schatten länger wurden und Bree immer weniger erkennen konnte, fiel ihr ein, dass ihr immer noch ein Angelhaken fehlte. Sie fand einen kleinen, gekrümmten Ast, den sie mithilfe des Messers pas-

send schnitzte. Doch ihr lief die Zeit davon, und das Licht wurde immer schwächer.

Dann dachte sie zurück an einen friedlichen Tag, an dem sie an der Irischen See spazieren gegangen war. An den Stellen, an denen man gut fischen konnte, verlor immer irgendjemand einen Haken. Wenn sie also den Strand absuchen und einen Haken oder zwei finden würde, dann wäre das wahrscheinlich eine gute Stelle, um zu fischen.

Stunden später erwachte Bree in der Dunkelheit der Nacht und wusste, dass es Zeit war aufzubrechen. Und doch erfüllte sie allein schon der Gedanke daran, an den Hafen zurückzukehren, mit Furcht.

»Lil, ich habe Angst«, flüsterte Bree. »Riesige Angst. Wie kam ich nur auf die Idee, dass ich die Wikinger hinters Licht führen könnte?«

»Es blieb dir ja gar nichts anderes übrig«, flüsterte Lil zurück.

Der Klang von Lils ruhiger Stimme tat Bree gut. Und Lil hatte recht. Sie würden zwei Dinge benötigen, bevor sie diesen Ort verlassen konnten: Nahrung und ein neues Ziel.

Lil fing an zu beten: »Herr Jesus, bitte beschütze Bree. Und hilf ihr, das zu erfahren, was wir wissen müssen.« Eine kurze Umarmung später schlüpfte Bree aus ihrem Versteck. Mit einem Gefühl der Dankbarkeit für den Vollmond machte sie sich an den Abstieg den Berg hinunter.

Zunächst ging Bree relativ zügig. Doch bald musste sie feststellen, dass ihre Wahrnehmung durch

das verdeckte Auge verfälscht wurde: Die Bäume befanden sich nicht dort, wo sie sie sah, sondern ein Stück versetzt. Wenn sie sich deswegen unsicher war, wie genau sie gehen sollte, schob sie kurzzeitig die Augenklappe nach oben.

Schon nach kurzer Zeit schmerzten ihre Beine vom zu schnellen Abstieg. Wann immer es möglich war, hielt sie sich nah am Waldrand, wo es mehr Licht gab. Und doch kroch die Dunkelheit wieder zurück in Brees Herz. Die Angst vor dem, was bei der Ausführung ihres Plans schiefgehen könnte, schien überwältigend. Sie musste sich so weit wie möglich von den Wikingerschiffen fernhalten. Sie musste vor dem Sonnenuntergang wieder aufbrechen. Und sie durfte nicht reden. Die Gefahr würde ihr ständiger Begleiter sein.

Und wieder dachte Bree zurück an die Spiele, die sie früher mit ihrer Schwester Keely gespielt hatte. Ihr Lieblingsspiel war immer gewesen, in bestimmte Rollen zu schlüpfen. Keely wollte üblicherweise die Ehefrau eines Häuptlings sein, während Bree sich an herausfordernderen Rollen versuchte – sie wollte jemanden spielen, der ganz anders war als sie. Jetzt überlegte sie, was genau sie alles beachten musste, um als alter Fischer durchzugehen.

Würde sie daran denken, im Gegensatz zu ihren sonst schnellen Bewegungen ab jetzt nur noch mit langsamen Schritten zu gehen? Sie durfte nie vergessen, ihre Rolle zu spielen. Denn jederzeit könnte der Augenblick da sein, in dem Mikkel oder einer der anderen Wikinger sie beobachteten.

Als sie am Fuß des Bergs angekommen war, sah Bree sich um und zog dann die Augenklappe herunter, sodass diese ihr rechtes Auge bedeckte. Direkt vor ihr befand sich ein Ende des Hafens. Die Häusergruppe befand sich ein Stück entfernt am gegenüberliegenden Ende des Hafens. Alles war noch dunkel – genau wie Bree es gehofft hatte.

Als der Geruch des Meeres sich mit der feuchten Nachtluft vermischte, überquerte Bree das freie Gelände zwischen Bäumen und Wasser. Mit jedem Schritt wuchs ihre Sorge. Dann dachte sie an ihren Bruder Dev. »Mut zum Sieg, Bree«, pflegte er ihr oft zu sagen. Jetzt brauchte Bree diesen Mut, nicht nur für sich selbst, sondern auch für Lil. Doch eines war ihr bewusst: Sie selbst konnte keinen Mut aufbringen, sie war auf die Hilfe des Herrn angewiesen.

Es war Ebbe, und Bree suchte oberhalb der Wasserlinie nach Miesmuscheln, die am Felsen hafteten. Im Licht des Mondes sammelte sie so viele, wie sie brauchte, und verstaute sie, um sie später als Köder benutzen zu können.

Dann ging Bree den Strand entlang und hielt Ausschau nach Angelhaken, die vielleicht jemand verloren hatte. Auch hierfür war das Mondlicht hilfreich. Als Bree nicht nur einen, sondern gleich zwei Angelhaken entdeckte, musste sie sich beherrschen, um sich nicht gleich darauf zu stürzen. Stattdessen bückte sie sich mühsam wie ein alter Mann, nahm die Angelhaken an sich und suchte einen geeigneten Ort, um zu angeln.

Ein großer Felsbrocken in der Nähe der Wasserlinie bot Bree guten Sichtschutz in Richtung des anderen Endes des Hafens. Bree setzte sich in den Schatten des Felsens, richtete ihre Angelrute, bestückte den Haken mit einem Köder und warf die Angel aus.

Im Schutz der Dunkelheit fing sie mehrere Fische. Einen Kabeljau nach dem anderen steckte sie in den Beutel, der sich neben ihr auf dem Boden befand. Es dauerte nicht lange, bis sie genug Fische gefangen hatte und bereit war, auf den Berg zurückzukehren.

Doch dann hörte sie das Knirschen von Schritten in den kleinen Steinchen auf dem Strand. Wenige Augenblicke später setzte sich die Person auf einen Felsen in ihrer Nähe. Brees Muskeln spannten sich an. Um wen auch immer es sich dabei handelte: Derjenige war nur ein kleines Stück von ihr entfernt.

Wenn diese Person nun auf dumme Gedanken käme ... Bree dachte darüber nach. Sie musste vor dem ersten Sonnenlicht die Bäume erreichen. Wie wäre es, wenn sie ihre Angel und ihre Fische nehmen, aufspringen und schnell weglaufen würde?

Mit ihrer freien Hand schloss sie den Beutel über den letzten gefangenen Fisch. Sie drehte den Kopf leicht und versuchte aus den Augenwinkeln zu erkennen, wer da saß. Doch derjenige hatte sich direkt hinter sie begeben. Einen Augenblick später sprach die Person:

»Alter Mann, du bist in Wahrheit ein Mädchen, oder?«



Ein lebendiges Wesen

Bree erstarrte. Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, hörte sie einfach zu.

»Ich habe gehört, wie die Wikinger über dich gesprochen haben. Du willst fliehen, oder?«

Bree reagierte nicht darauf, da sie sich nicht veraten wollte. Wer auch immer diese Person war, vielleicht wollte sie ja gar keine Antwort.

Doch die Frau sprach wieder zu ihr: »Deine Verkleidung ist perfekt – abgesehen von einer Sache.«

Brees Herz schlug heftig.

»Deine Verkleidung ist sehr kunstvoll, aber deine Hände sind zu klein, zu weiß und zu sauber.«

Sofort steckte Bree ihre freie Hand in ihren Umhang. Doch ihre andere Hand hielt weiterhin die Angel.

»Gut so, halte sie versteckt, wenn es geht.«

Bree drehte sich um und erhaschte einen Blick auf die Frau, die flammend rotes Haar hatte.

Hmmm, dachte Bree. Gehören ihr vielleicht die bellenden Hunde? Hat sie uns absichtlich davonkommen lassen?

Bree sah wieder auf ihre Angel und starrte auf die Stelle, an der die Angelschnur im Wasser verschwand.

»Reibe deine Hände im Schmutz«, sagte die Frau.
»und halte sie schmutzig – egal, wie abstoßend das für dich sein mag.«

Bree legte ihre Angel auf den Boden, streckte die Hände aus und griff in den Schmutz, der sich neben dem Felsen befand, auf dem sie saß. Vorsichtig rieb sie den Schmutz auf die eine Hand, dann auf die andere.

Die Frau sprach mit ihrer sanften Stimme weiter. Und jetzt fiel es Bree auf: Die Art und Weise, wie sie sprach, wie sie sich ausdrückte ... Es war genauso, wie man es in Irland tat. Obwohl die Frau nordisch sprach, hörte Bree den Unterschied.

Bree drehte den Kopf nur leicht und sagte mit sanfter Stimme: »Du bist Irin.«

»Ich heiße Rowena«, antwortete die Frau. »Ich war einst eine Sklavin, doch ich fing an, für den Mann Gefühle zu entwickeln, der mich gefangen genommen hatte. Schließlich haben wir geheiratet.«

Sie lachte, als sie weitersprach: »Er ist ein starker, wundervoller Norweger.«

Bree konnte sich nichts Schlimmeres vorstellen, als die Person zu heiraten, die ihr so viel Kummer und Schmerz bereitet hatte. Zwar hatten zwei von Mikkels Leuten sie gefangen genommen, es war aber Mikkel selbst gewesen, der den Raubzug geplant hatte, der sie von ihrer Familie getrennt hatte. Eines stand fest: Sie hasste Mikkel. Sie konnte ihm unmöglich jemals Respekt entgegenbringen. Warum sollte ihn irgendjemand auch nur zum Freund haben wollen?

»Bei den Norwegern gibt es zwei verschiedene Gruppen«, sagte Rowena, als ob sie Brees Gedan-

ken lesen konnte. Nun sprach sie irisch: »Wusstest du das?«

Bree schüttelte den Kopf. Alles, was sie jemals über Wikinger gehört hatte, war, dass sie grausam und kriegerisch waren. Sie waren in Irland eingefallen und hatten sich einfach genommen, was sie wollten. Durch Lösegeldzahlungen für Gefangene nahmen sie viel Geld ein.

»Es gibt Wikinger, die den einfachsten Weg gehen«, fuhr Rowena fort. »In ihren schnellen Schiffen kommen sie blitzartig aus den Buchten, um vorbeifahrende Schiffe zu überfallen. Oftmals handelt es sich dabei um die jüngeren Söhne, die kein Land erben werden.«

Wieder musste Bree an Mikkel denken. Auf ihrer Fahrt nach Norwegen hatten sich er und Hauk – sein Lehrer – über dieses Thema unterhalten.

»Andere sind einfach nur gierig. Aber die meisten Norweger sind friedliebend. Sie sind Bauern und Fischer, manchmal auch Händler.«

Um sicherzugehen, dass sie auch wirklich alles verstand, drehte Bree ihren Kopf noch etwas weiter.

»Wenn du die die Berge überquerst, wirst du eine am Meer gelegene Hütte vorfinden. Dort kannst du hingehen. Das sind Fischer, echte Händler – also Norweger, die ihr Geschäft ehrlich und anständig betreiben. Sie werden dich zurück nach Irland bringen.«

Rowena teilte Bree noch schnell mit, welchen Weg sie dorthin nehmen musste, dann war sie verschwunden.

Bree packte ihre Sachen zusammen, sie wollte nun endlich aufbrechen. Doch bevor sie gehen konnte, verriet ihr das Knirschen der Steinchen am Strand, dass sie wohl einen weiteren Besucher hatte. Wer auch immer es war: Er blieb ein Stück entfernt stehen.

Bree zog die Schultern hoch und kauerte sich im Schatten des Felsens zusammen. Sie musste alles, was sie an Willenskraft hatte, aufbieten, um stur auf die Angelrute zu starren – so als ob sie nichts weiter interessieren würde als nur der Fisch, den sie fing.

Während sie regungslos wartete, erhob sich ein Nebel aus dem Wasser und stieg bis hinauf auf die Gipfel der Berge. Würden der Nebel und die Dunkelheit ausreichen, um ihre Flucht zu verbergen?

Plötzlich wurde die Angelrute nach unten gerissen. Auf der ruhigen Wasseroberfläche bildeten sich Kreise um ihre Schnur, die sich nach außen bewegten. Bree hob die Angel an, ließ die Leine zu sich hin schwingen und fing den zappelnden Fisch. Es dauerte nur einen Augenblick, den Fisch vom Haken zu nehmen und ihn in die Tasche zu legen. Als Bree den Haken wieder mit einem Köder bestückte, zitterten ihre Hände.

Das wird nicht funktionieren.

Bree hatte immer noch das Gefühl, dass jemand da war. Aber sich umdrehen und nachsehen? Das konnte sie nicht! Ihre Angst stieg sprunghaft, und Bree zählte bis zehn. Dann zählte sie im Geiste alle Mitglieder ihrer Familie auf und stellte sich ihre

Gesichter vor. Währenddessen fing sie einen zweiten Fisch.

Bree hob die Angel ein weiteres Mal und nahm routiniert den Fisch vom Haken – wie wenn sie den ganzen Tag nichts anderes machen würde. Wieder hörte sie das Knirschen von Schritten in den kleinen Steinen. Ein Stück weiter den Strand hinunter sprach eine Person.

»Und, irgendwas gesehen?« Das war Mikkels Stimme.

Im ersten Moment dachte Bree, dass diese Frage an sie gerichtet war, doch sie wollte sich nicht umwenden. Wer auch immer bei Mikkel war, hatte wohl nur mit den Schultern gezuckt, jedenfalls hörte Bree keine Antwort. War es eine Person? Oder zwei? Sie war sich nicht sicher.

»Überhaupt niemand?« Mikkels Stimme wurde weit über die große Wasserfläche getragen.

»Nur ein alter Mann, der einige Fische gefangen hat.«

Gunnar, dachte Bree. Der Wächter mit dem kalten Ausdruck in den Augen. Seine Stimme war ihr mehr als einmal aufgefallen.

»Auf den Bergen ist auch niemand?«, fragte Mikkel.

»Nicht mal ein Fußabdruck.« Das war wieder *Gunnar*. An dem Tag, an dem Bree geflüchtet war, war er als Wache auf ihrer Seite des Schiffs eingeteilt gewesen. Er hatte sich aber von seinem Posten entfernt, als sich die Schleusen des Himmels geöffnet hatten

und ein starker Wind den Regen seitwärts fallen lassen. Dann nämlich hatten alle vier Wachen Schutz unter dem heruntergelassenen Segel gesucht. Bree war erleichtert gewesen, als sie danach von der anderen Seite des Schiffs her wieder an Bord gingen.

»Wir werden sie finden«, sagte Mikkel.

»Das jüngere der Mädchen?« fragte Gunnar. »Ich habe nie sonderlich auf ihr Aussehen geachtet.«

»Schwarzes Haar, blaue Augen, klein und zierlich. Ein Windstoß würde sie wegtragen.«

Gunnars Lachen war hart und kalt. »Wenn wir sie finden ...«

»Wenn du eines der Mädchen findest, wirst du es gut behandeln.« Mikkels Stimme ließ keinen Zweifel daran, dass er es ernst meinte.

Uns gut behandeln? Ein Gefühl der Bitterkeit überkam Bree. *Du meinst wohl: Uns wieder fesseln und uns lebenslang als Sklaven halten.*

Bree war sich sicher, dass sie Mikkel noch nie so gehasst hatte wie in diesem Augenblick. Dann hörte sie eine weitere Stimme.

»Ich kann nicht glauben, dass das Bree gewesen sein soll. Sie würde nicht stehlen.«

Stehlen? Brees Herz sprang wilder in ihrer Brust als ein Fisch, der versucht, sich vom Haken zu befreien. Sie suchten sie wegen Diebstahls? Nicht allein deswegen, weil sie davongelaufen war?

»Da liegst du falsch, Alf«, antwortete Gunnar. »Jeder stiehlt, wenn die Versuchung entsprechend groß ist.«

Alf? Bree durchforschte ihr Gedächtnis nach einem Wikinger namens Alf, aber sie konnte sich an keinen erinnern. Wer war dieser Mann, der nicht glaubte, dass sie stehlen würde?

Sie konnte seine leise Stimme nicht zuordnen. Dann hörte sie sie erneut.

»Bree ist zu nett, als dass sie stehlen würde.« Alf schien sich da ganz sicher zu sein. »Ich sage dir: Das sind die Trolle. Sie leben in diesen Bergen.«

»Trolle!«, sagte Gunnar spöttisch. »Wie kannst du nur an Trolle glauben?«

»Mach sie nicht wütend! Wenn man sie verärgert, weiß man nie, wie sie darauf reagieren!«

Gunnar lachte. »Vielleicht tun sie dir ja etwas an, aber mir bestimmt nicht. Ich bin klüger als jeder dieser komischen Trolle.«

Mikkel unterbrach sie scharf. »Ihr verschwendet Zeit! Sucht weiter! Aber haltet die Augen nach Bree offen – nicht nach Trollen!«

Einen Augenblick später hörte Bree wieder das Knirschen der Steinchen. Mit eisernem Willen zwang sie sich, den Kopf nicht zu drehen.

Die Schritte kamen näher.

Als die Männer hinter ihr vorbeiging, rief Alf: »Da hast du ja gut was gefangen, alter Mann!«

Brees Herz schlug. Wenn sie sich nicht umdrehte, würde er vielleicht denken, dass sie ihn nicht hören könnte. Am liebsten würde sie auf der Stelle aus dem Hafen flüchten.

Stattdessen wartete Bree. Die beiden Männer

waren gegangen. Aber was war mit Mikkel? Bree war froh, dass sich ihre Augenklappe auf der Gesichtshälfte befand, die ihm zugewandt war.

Und dann, als ob nichts wäre, fing Mikkel an zu pfeifen. Wieder wurde der Schall weit über die große Wasserfläche getragen.

Brees Panik wuchs. Noch boten ihr Dunkelheit und Nebel Schutz, doch wie lange noch?

Als Brees linke Hand anfang zu zittern, drückte sie ihren Ellenbogen gegen ihren Körper. Doch die Angelrute wackelte trotzdem, und auch ihre rechte Hand konnte dies nicht verhindern. Gerade als sich Bree sicher war, dass das Mikkel nunmehr auffallen musste, zog die Schnur die Angelrute ruckartig abwärts.

Mikkel hörte auf zu pfeifen. Wollte er weggehen? Oder zu ihr kommen? Bree geriet in Panik. Sie wollte nur noch aufstehen, losrennen und so schnell sie konnte ihr Versteck erreichen. Dann fielen ihr die Worte ihres Vaters wieder ein: »Ich kann nicht immer bei dir sein – aber Gott kann das.« *Gott kann das ...*

Bree blickte stur geradeaus, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt, als diesen Fisch aus dem Wasser zu holen. Sie hob die Angelrute an und ließ die Leine zu sich hin schwingen. Doch ihre Gedanken waren bei Bruder Cronan, ihrem Lehrer in der Klosterschule von Glendalough.

Cronan hatte die lateinische Bibel in die Alltagssprache übersetzt, mit der Bree, Devin und alle anderen Iren vertraut waren. Cronan ließ sie die Bibel

auswendig lernen, indem sie sich für gewöhnlich einen Vers nach dem anderen einprägten mussten. Doch Bree ging oft darüber hinaus, indem sie ganze Abschnitte der Bibel auswendig lernte. Mehr als einmal hatte Cronan ihr gesagt: »Kind, Gott hat dir eine ganz besondere Gabe gegeben. Du musst einen Vers nur ein einziges Mal hören, um zu verstehen, was er aussagt. Und hörst du ihn ein zweites Mal, kannst du ihn bereits auswendig.«

Als er ihr das zum ersten Mal gesagt hatte, fühlte sie sich geschmeichelt. Doch bald erkannte sie, dass Cronan recht hatte. Klar war aber auch, dass diese besondere Fähigkeit nichts war, dessen sie sich rühmen konnte. Vielmehr war es eben – um es mit Cronans Worten zu sagen – eine Gabe Gottes, die er aus Liebe ihr gegeben hatte.

Jetzt, in dieser Situation, war Bree dankbar für diese Gabe. Sie umfasste den recht großen Kabeljau, der am Haken hing, mit der Hand und nahm ihn ab. In der Stille um sie herum kam ihr Gottes Zusage aus dem Hebräerbrief (Kapitel 13, Vers 5) in den Sinn: »Ich will dich nicht versäumen und dich nicht verlassen.«

In diesem Augenblick wusste Bree, dass sie mit Zuversicht sagen konnte: »Der Herr ist mein Helfer, und ich will mich nicht fürchten; was wird mir ein Mensch tun?« (Hebräer 13,6).

Brees Hände hörten auf zu zittern. Sie wartete. Nebel und Dunkelheit lagen unverändert über dem Hafen. Mikkel stand immer noch ein Stück entfernt.

Und Bree tat immer noch so, als nähme sie keine Notiz von ihm.

Dann ging Mikkell weg.

»Danke, Herr!«, flüsterte Bree.

Doch tief in ihrem Innern war ihr eines bewusst: *Mikkell wird nicht aufhören zu suchen, bis er mich gefunden hat.*

Wieder wurde die Leine nach unten gerissen. Bree hob die Angelrute an, ließ die Leine zu sich hin schwingen und griff nach einem großen Kabeljau. Doch der Haken löste sich und der Fisch konnte sich zappelnd aus ihrem Griff befreien, sodass er zurück ins Wasser fiel. Bree sank erleichtert zusammen – froh, dass zumindest ein Lebewesen seine Freiheit wiederhatte.



Das rote Hemd

In der großen Halle der Herberge war Brees Bruder Devin umgeben von lebhaften Diskussionen. Wer war dieser Mann, dessen Gesicht voller Hass war? Wieder fragte sich Devin, ob er ein Wikinger sein konnte.

Inzwischen war es in der großen Halle warm geworden. Die meisten Männer und Jungen hatten ihre Umhänge abgelegt. Doch der Mann an der Wand trug den seinen immer noch. Er war statt aus Leinen oder Wolle aus einem weichen Leder gefertigt, das aussah wie Seehundfell. Aber auch das wäre für einen Iren nichts Ungewöhnliches. An dem Umhang eines Mannes konnte man oft erkennen, ob er reich war – oder eben nicht.

Eine runde Brosche mit einer silbernen Nadel hielt den Umhang zusammen. Doch als der Mann seine Arme bewegte, öffnete sich der Umhang. Darunter sah Devin das rote Hemd.

Devin spürte, wie sich sein Magen zusammenzog. Sowohl Wikinger als auch Iren liebten leuchtende Farben. Der Mann, der sich an der Irischen See in den Büschen versteckt hatte, hatte ein solches Hemd getragen. Ebenso der Mann, der die Straße entlanggerannt war. Handelte es sich um denselben Mann?

In diesem Augenblick wurde Devin klar, dass er einen furchtbaren Fehler gemacht hatte. Er hätte nie-

mals über Bree und Keely sprechen dürfen, seine Schwestern, die von den Wikingern entführt worden waren. Indem er von ihnen erzählt hatte, hatte er sich als ihr Bruder verraten, also als der Junge, den Mikkell freigelassen hatte.

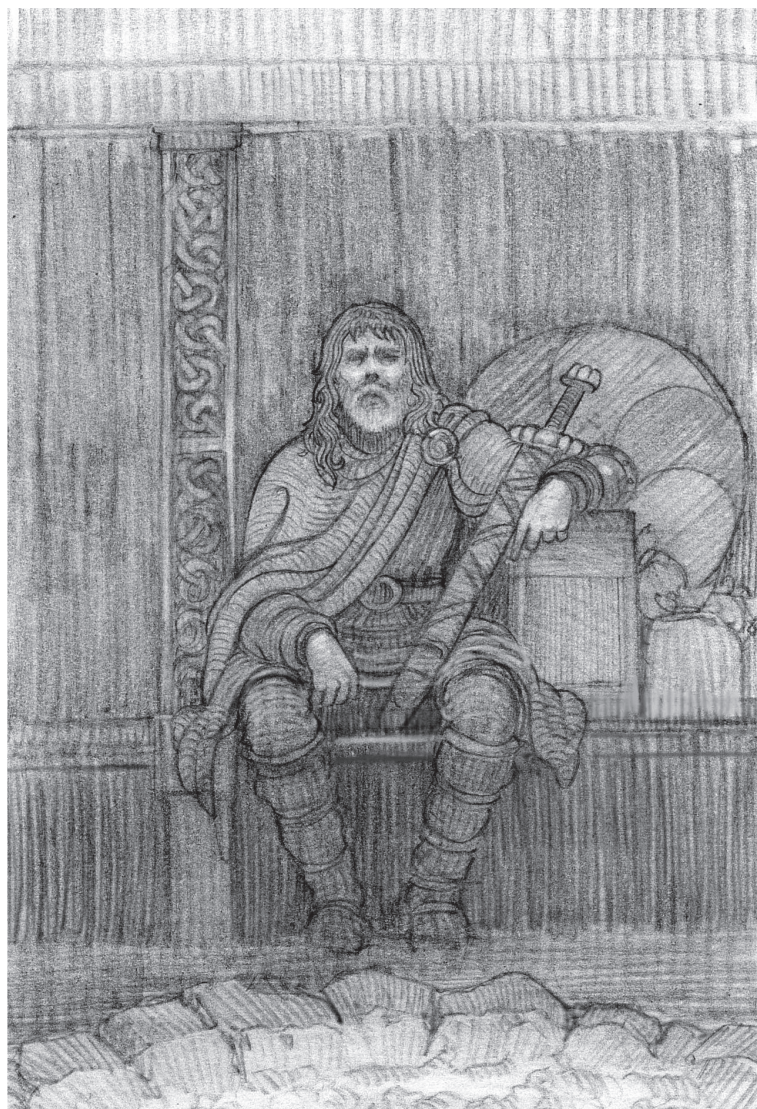
Dann fiel es Devin wieder ein: Während der ganzen Zeit auf dem Langschiff hatte er gefesselt auf dem Deck gelegen – hinter einer Seekiste. Daher hatte er nur von wenigen Wikingern die Gesichter gesehen.

Devin griff nach Jeremys Arm. Als der Junge sich zu ihm umdrehte, sagte Devin leise: »Schau da jetzt nicht direkt hin, aber erkennst du den Mann dort an der Wand? Den mit dem Lederumhang?«

Als Jeremy einen Blick riskieren konnte, flüsterte er in Devins Ohr: »Er kommt mir irgendwie bekannt vor, aber ich bin mir nicht sicher. Die Wikinger haben keine Umhänge getragen, als sie auf dem Schiff gearbeitet haben. Aber wer auch immer dieser Mann ist: Er sieht ganz schön gemein aus.«

Devin dachte nach. *Wie kann ich nur herausfinden, ob der Mann ein Wikinger ist? Wenn er zurückgelassen wurde, weil ich freigelassen wurde, wird er alles daransetzen, es mir heimzuzahlen.*

Doch dann wurde Devin klar, dass er das gar nicht herausfinden musste. Denn gleichgültig, wer dieser Mann war: Sein Gesichtsausdruck ließ jedenfalls Wut und Hass erkennen. Er war Devins Feind. Und der Mann saß mit seinem Rücken zur Wand. Schon vor vielen Jahren hatte Devins Vater ihn



gewarnt: »Es gibt nur zwei Arten von Männern, die mit dem Rücken zur Wand sitzen: Die einen trauen niemandem, die anderen suchen Schutz.«

Im Augenblick war Devin nach Schutz zumute. Langsam und geräuschlos gingen er und Jeremy zu der Wand auf der Seite der Halle, die dem Mann mit dem roten Hemd gegenüberlag. Als es Zeit wurde, sich schlafen zu legen, achteten sowohl Devin als auch Jeremy darauf, mit dem Rücken zur Wand zu liegen. Zwar standen sie an diesem Ort der Zuflucht unter dem Schutz ihres Gastgebers, doch keiner der Jungen wollte ein Risiko eingehen.

Irgendwann im Laufe der Nacht wachte Devin schweißgebadet auf. Sein erster Gedanke galt Bree. *Sie steckt schon wieder in Schwierigkeiten.* Als er anfang zu beten, wusste er, dass das jetzt das Richtige war.

Das Feuer war heruntergebrannt, doch die Holz-scheite glühten noch rot. Als Devin betete, wünschte er sich, dass er seiner Schwester über den sie trennenden Ozean hinweg etwas zurufen könnte: *Mut zum Sieg, Bree!* In den letzten Jahren hatten sie sich immer wieder gegenseitig mit diesen Worten ermutigt. Doch jetzt schien es Devin, als wenn irgendetwas seine Gebete blockierte.

Er, der große Geschichtenerzähler, hatte die größte und schrecklichste Geschichte seines Lebens erzählt. Niemand konnte ihm vorwerfen, dass er über seine Schwestern gesprochen hatte. Doch er hatte ihre Geschichte mit Hass in seinem Herzen erzählt. Dieser Hass hatte bereits genug Unheil an-

gerichtet. Und Devin war sich sicher, dass dieser Hass nun seine Wurzeln in dem Herzen des Mannes mit dem roten Hemd geschlagen hatte.

Wer ist er?, fragte sich Devin wieder. Wenn er zurückgelassen wurde, dann weiß er, dass Mikkel meinetwegen ganz plötzlich losgesegelt ist.

Devin kam ein weiterer Gedanke: Wo bereits Hass war, da wuchs er auch leicht. Mehr als einmal hatte sein Vater darüber geredet. Und mehr als einmal hatte seine Mutter Devin gesagt, dass er der Person vergeben solle, die ihm Böses getan hat.

Den Wikingern vergeben? Die furchtbaren Dinge einfach vergeben, die sie getan hatten? Für Devin war das undenkbar. Stattdessen dachte er an Bree. Wie erging es ihr? Für Devin gab es keine Möglichkeit, das herauszufinden. Er konnte nur in sein eigenes Herz blicken, und das war voller Hass. Und er schien nicht in der Lage zu sein zu beten. In der Nähe lag ein Mann, der schnarchte. Weiter weg lag jemand, der sich im Schlaf hin und her warf.

Devin hatte Angst. Angst um sich und um Jeremy. Noch mehr Angst hatte er um Bree. In der Mitte der großen Halle verwandelten sich die Holzscheite in glühende Asche und fielen auseinander. Devin war immer noch wach und konnte keinen Schlaf finden.

Nachdem er irgendwann schließlich eingenickt war, wachte er mit einem durchdringenden Gefühl der Gefahr auf. Auf dem Weg zu der Herberge hatte er dieses Gefühl schon einmal gehabt. Jetzt im Dunkeln blickte er hinauf zur Decke, die er nicht sehen

konnte, und versuchte herauszufinden, was dieses Gefühl bedeuten sollte.

Wer oder was hat mich aufgeweckt?, fragte er sich. Devin war sich nicht sicher, aber eines stand fest: Solange er und Jeremy in diesem Haus bleiben würden, würde der Eigentümer des Hauses sie beschützen. Doch sie konnten nicht gleichzeitig bleiben und nach Hause gehen.

Devins Eltern hatten bereits viele lange Tage und Nächte auf ein Lebenszeichen von ihm gewartet. Jeremys Eltern, die in einem anderen Teil der Wicklow Mountains wohnten, ging es nicht anders. Ihre Familien mussten wissen, dass er und Jeremy in Sicherheit waren.

Devin stützte sich auf einen Ellenbogen und sah sich in dem Saal um. Der Mann in dem roten Hemd, der so wütend dreingeschaut hatte, lag so, dass sein Gesicht Devin zugewandt war. Der Umhang aus Seehundfell lag wie eine Decke über ihm ausgebreitet. Seine Augen waren geschlossen, er schien zu schlafen.

Devin fasste einen Entschluss. Wenn sie jetzt aufbrechen würden, könnten er und Jeremy schon ein gutes Stück Weg zurücklegen. Wenn »Rothemd« tatsächlich ein zurückgelassener Wikinger war, könnten sie sich so einen Vorsprung verschaffen.

Devin streckte seinen Arm in die Richtung aus, in der Jeremy lag, und zupfte ihn am Ärmel.

»Wach auf!«, flüsterte Devin. »Wir müssen aufbrechen.«

Devin tastete in der Dunkelheit nach seinen Schuhen und fand sie schließlich. Als er sie anzog, spürte er wieder die beschädigte Stelle an seinem rechten Schuh. Selbst im Dunkeln war erkennbar, dass das Material spürbar nachließ. Aber vielleicht hielt der Schuh ja noch so lange, bis sie zu Hause waren.

Geräuschlos packten Devin und Jeremy ihre wenigen Sachen zusammen. Als sie aufstanden, brach ein Holzscheit und fiel tiefer in die Glut hinein. Auf der anderen Seite der Halle hob der Fremde seinen Kopf.

Devin erstarrte. Jeremy stand regungslos da. Der Fremde ließ seinen Kopf wieder sinken. Als er wieder zu schlafen schien, schlichen sich Devin und Jeremy aus der Halle.

Draußen war es immer noch dunkel, aber die beiden Jungen wussten, in welche Richtung sie gehen mussten. Als schließlich der Morgen dämmerte, waren sie weit weg von der Halle und ihrem freundlichen Gastgeber, der sie mit Wärme, Speise und einer Unterkunft versorgt hatte.

An diesem Tag regnete es oft, und die Nebel Irlands kamen und gingen. Mit jedem Regenschauer wurde die Straße etwas matschiger. Bald schon war der Weg mit den vielen Fußspuren derer bedeckt, die auf ihm gegangen waren.

Am späten Nachmittag war Devin dann zufrieden mit der Wegstrecke, die sie zurückgelegt hatten. Sie hatten es sogar geschafft, dem Fremden mit dem grimmigen Gesicht zu entkommen. Und für den Fall,

dass er ihnen gefolgt war, hatten sie verschiedene Straßen benutzt und ihre Route oft geändert.

Trotz dieser Erschwernisse hatten sie sich ihrem Zuhause ein gutes Stück angenähert. Als sie anhielten, um zu rasten, blickte Devin auf seine Schuhe hinunter. Die meiste Zeit war sein rechter Fuß nass gewesen. Der seltsam gezackte Riss im Schuh war größer geworden. *Egal*, dachte Devin. Seine Fußspuren würden sich in den anderen Spuren verlieren.

Doch dann blickte er auf die matschige Straße hinter ihm. Zuerst sah er Jeremys Fußspuren. Dann seine eigenen. Die Abdrücke seines beschädigten Schuhs waren leicht zu erkennen – genauso gut hätte er ein Schild aufstellen können, das jedermann den Weg wies, den sie gingen. Devin seufzte. So viel zum Thema Vorsicht. Und eine Übernachtungsmöglichkeit brauchten sie inzwischen auch wieder.

In dieser Nacht krochen Devin und Jeremy in einen Heuhaufen. Als Devin einzuschlafen versuchte, beschäftigte ihn eine Frage: *Wie kann ich Bree helfen?* Schon bald arbeitete er an einem Plan: Die Wikingerstadt Dublin lag doch auf ihrem Weg nach Hause. Dort könnte Devin doch einen Händler aus Norwegen suchen und ihn fragen, wie man Bree retten könnte.

Aber je länger er den Plan entwickelte, desto besorgter wurde er. *Wem kann ich vertrauen?* Schon seit zwei Jahrhunderten suchten die Wikinger die Küsten Irlands heim. Ihre schrecklichen Raubzüge konzentrierten sich auf Klöster, da dort die Gaben

von Pilgern zu finden waren. Dabei bekam natürlich auch die umliegende Gegend die Rücksichtslosigkeit der Wikinger zu spüren.

In der Zeit zwischen den Raubzügen ging das Leben in Irland aber weitgehend seinen gewohnten Gang. Manche Wikinger heirateten irische Frauen. Wagemutige Seeleute aus dem Norden hatten einen *Longphort*, also einen befestigten Anlegeplatz, in Dublin installiert. Und Christen bauten Kirchen in dieser ersten richtigen Stadt Irlands.

Es war nicht der typische Händler, der Devin Sorgen bereitete. Jetzt, am Ende des 10. Jahrhunderts, reiste sogar sein eigener Vater nach Dublin, um Händler aus allen Teilen der Welt zu treffen. Stattdessen fürchtete Devin Plünderer wie Mikkel – Piraten, die stahlen, was sie in die Finger bekommen konnten.

»Wie können wir uns vor Rothemd oder anderen Plünderern wie ihm schützen?«, fragte Devin Jeremy am nächsten Morgen. »Rothemd« war ihre Bezeichnung für den grimmig dreinschauenden Mann geworden.

»Was, denkst du, wird Rothemd mit uns tun, falls er uns findet?«

»Keine Ahnung«, musste Devin zugeben. »Ich denke, er will sich dafür rächen, dass Mikkel ihn zurückgelassen hat. Vielleicht verdrischt er uns. Oder er behauptet, dass wir seine Sklaven sind. Vielleicht folgt er uns auch nur nach Hause.«

Im weiteren Gespräch einigten sich Devin und Jeremy auf einen Plan. Wenn sie Bree helfen woll-

ten, mussten sie einen sicheren Weg nach Dublin hinein und von dort wieder hinaus finden. Als Devin und Jeremy ihren Weg fortsetzten, waren die Hügel immer noch von Nebel umgeben, der bis hinunter in die Täler reichte. Dieses Mal zog Devin seine Schuhe aus. Seine Füße waren durch das jahrelange Barfußgehen unempfindlich geworden. Dennoch hinterließ der felsige Untergrund bald Kratzer, Schnitte und Prellungen an seinen Füßen.



Ihr Weg führte Devin und Jeremy auch an den zum Meer hin abfallenden Mourne Mountains entlang. Sie übernachteten bei verschiedenen Familien, je nachdem, wer sie gerade aufnahm. Als die beiden sich nach Süden in Richtung Dublin wandten, hielten sie Ausschau nach Rothemd. Sie hofften, ihn nun hinter sich gelassen zu haben.

Mehr als einmal versperrten Schafherden ihnen den Weg. Zweimal nahm ein Bauer sie auf seinem Karren ein Stück mit. Eines Nachmittags dann kamen Devin und Jeremy in bewaldetes Gebiet. Ein kleiner Bach plätscherte einen Hang hinunter. Nur zu gern folgten die beiden dieser Einladung, ihren Durst zu löschen. Weiter weg hörte Devin einen mehrstufigen Wasserfall. In der Nähe der Straße befand sich eine Quelle. Devin trank gierig und mit großen Schlucken. Er hoffte, dass sein Hungergefühl verschwinden würde, wenn das Wasser seinen Bauch füllte.

Als er dann nach dem Trinken den Kopf wieder hob, hörte er ein Geräusch – ein leises Rascheln, ganz aus der Nähe. Devin blickte in diese Richtung und versuchte, dabei nicht ängstlich auszusehen. Die grünen Büsche trugen so viele Blätter, dass man sich leicht dahinter verstecken konnte. Schnell trat Devin wieder hinaus aufs freie Feld und blieb dort.

Als ihr Weg sie hoch über der Irischen See entlangführte, fühlte er sich wieder unwohl. Bei dem Gedanken, dass ein falscher Schritt ihn auf die Felsen dort unten befördern könnte, lief ihm ein Schauer den Rücken hinunter. Jemand könnte ihn einfach von dem schmalen Pfad in die Tiefe stürzen.

Devin sah nach hinten, versuchte aber, es so aussehen zu lassen, als ob er nur die Landschaft betrachtete. Niemand lauerte versteckt hinter ihm. Niemand verbarg sich hinter einem nahe gelegenen Felsen. Und doch hatte Devin ein ungutes Gefühl. Es bestand kein Zweifel: Etwas stimmte nicht.

Als sich der Pfad an einer Stelle weitete, drehte er sich blitzschnell um. Und tatsächlich: Da war ein Schatten, der schnell wieder verschwand. In diesem Augenblick blieb Devin mitten auf den Weg stehen und fragte Jeremy:

»Jeremy, hasst du die Wikinger?«

Jeremy blieb ebenfalls stehen. »Wir sollen niemanden hassen.«

»Mag sein, aber tust du es trotzdem?«

Jeremy nickte. »Bree half uns beiden, davonzukommen. Aber sie selbst ist immer noch eine Gefan-

gene, eine Sklavin. Wie kann ich Mikkel nicht hassen, wenn er doch dafür verantwortlich ist?«

»So geht's mir auch«, sagte Devin. »Dann sind wir also einer Meinung: Wir brauchen ihnen nicht zu vergeben.«

Doch Jeremy sah ihn ernst an. »Hmm ...«

»Was heißt hier ›Hmm?«

»Ach, nur so. Ich denke schon, dass wir ihnen vergeben müssen. Aber ich weiß nicht, wie. Wenn wir diesem Wikinger-Pack vergeben, heißt das dann, dass das, was sie taten, in Ordnung war?«



Die Warnung

In der Dunkelheit vor der Morgendämmerung beobachtete Bree, wie die Fische davonschwammen. Um nicht eine Sekunde länger dort zu bleiben als nötig, wäre sie am liebsten so schnell aufgesprungen, wie es ihre flinken Beine erlaubt hätten. Doch sie besann sich wieder auf ihre Rolle. Sie rammte den Gehstock in den Boden und zog sich daran hoch. Mit der Angelrute und der Tasche mit den Fischen über der Schulter brach sie auf.

Bree hatte sich mittlerweile an den Ablauf gewöhnt: Stock nach unten, nach vorne lehnen, ein Stück gehen. Stock nach unten, nach vorne lehnen, ein Stück gehen. Etwas stolpern. Schlurfend weitergehen. Die nächstgelegene Deckung ansteuern.

Sobald sie den Waldrand durchdrungen hatte, drehte Bree sich um und blickte zurück. Soweit sie es beurteilen konnte, sah niemand zu ihr. Andererseits konnte sie ja nicht wissen, ob jemand von oben herabschauen würde oder ob jemand – wie sie selbst – zwischen den Ästen hindurchschauen würde.

Sie unterdrückte ihr Verlangen, loszurennen, und ging weiter langsam voran, bis sie im Wald verschwunden war.

Allmählich machte sie sich Sorgen um Lil. War sie noch sicher in ihrem Versteck? Wenn Lil etwas zustoßen sollte, würde sie sich das niemals verzei-

hen. Wie konnte sie nur weiterhin für die Sicherheit ihrer Freundin sorgen?

Tief im Wald beschleunigte Bree ihre Schritte. Sie behielt aber bei jeder Bewegung ihre Umgebung im Auge und achtete auf jedes Geräusch. Mehrmals drehte sie sich schnell um, um zu sehen, ob ihr jemand folgte. Als Bree dann ihren Unterschlupf erreichte, war Lil ganz aufgeregt.

»Schau mal, was ich gefunden habe!«, sagte sie.

Lil hielt einen Topf aus Speckstein in die Höhe. Es handelte sich um einen runden Kochtopf, der auf der einen Seite einen Griff hatte und aus weichem Gestein gefertigt war. Bree war ebenfalls aufgeregt. Genau das hatten sie gebraucht, um Wasser kochen zu können. Somit konnten sie sich jetzt etwas Warmes zu trinken zubereiten.

»Wo hast du ihn gefunden?«, fragte sie.

»In der Nähe einer Stelle, an der jemand ein Feuer gemacht hatte. Nicht weit von dort entfernt, wo wir immer unser Wasser holen.«

Bree hatte eigentlich gewollt, dass Lil in dem Versteck blieb. Dort war sie sicherer. Aber deswegen wollte sie ihr jetzt nicht ihre Freude verderben.

Der Topf hatte einen Sprung, zwei Eisenklammern hielten ihn an dieser Stelle zusammen. Vielleicht war das der Grund, warum ihn jemand zurückgelassen hatte. Und wenn schon: Wenn Bree und Lil vorsichtig damit umgingen, könnte er noch lange halten.

Doch dann kam Bree ins Grübeln: Wurde der Topf wirklich zurückgelassen? Oder hatte ihn jemand als

Köder dort hingelegt, um sie aus ihrem Versteck zu locken? Der Gedanke bereitete ihr Unbehagen. Jedenfalls verfügten sie jetzt über Kochgeschirr, mit dem sie Fisch zubereiten konnten. Vielleicht wurde der Topf wirklich einfach nur dort zurückgelassen. Bree wollte aber kein Risiko eingehen: Solange sie sich in der Nähe versteckten, würde sie den Topf bei der Feuerstelle lassen.

Als Bree zu der Stelle zurückging, an der jemand ein Feuer gemacht hatte, ging Lil mit ihr. »Wenn jemand kommt, musst du dich sofort verstecken«, warnte Bree sie erneut. »Sie werden uns wiedererkennen, wenn sie uns zusammen sehen.«

Als sie nach trockenem Brennmaterial suchten, war es ein gutes Gefühl, wieder zusammen zu sein. Aufgrund des heftigen Regens der letzten Nacht hatte Bree ihre Zweifel, ob sie das finden würden, was sie benötigten. Doch an einer vor dem Regen geschützten Stelle fanden sie Gras, das bereits lange trocken war. An anderen Stellen fanden sie Zweige und heruntergefallene Teile aus Birkenrinde. Sie fanden sogar Windbruch – also Äste, die durch den Wind abgerissen worden waren –, der vor dem Regen geschützt worden war.

Bree legte alles auf die Feuerstelle. Sie trennte die einzelnen Schichten der Birkenrinde voneinander und legte dann die dünne, papierähnliche Schicht zur Seite, um sie als Anzündhilfe zu verwenden.

Dann nahm sie den Stein heraus, den Nola ihr gegeben hatte. Mit schnellen Bewegungen zog sie

die Rückseite der Messerklinge mehrfach über den Stein. Als dann ein Funke auf die dünne Schicht aus Birkenrinde fiel, ging Bree mit dem Gesicht nah an die Rinde heran und blies, um die Glut anzufachen.

Sobald die Rinde gut brannte, hielt sie Gras und kleine Zweige daran. Sie fügte weitere Zweige und auch dickere Birkenrinde hinzu, bis das Feuer heiß genug war, um auch große Holzstücke zu verbrennen. Während Lil weiter Brennmaterial in das Feuer legte, ging Bree zum Bach.

Unweit von der Stelle entfernt, an der das Wasser über eine Kante fiel, fand sie einen flachen Felsen und begann, die Fische auszunehmen. Schon von frühester Kindheit an hatte Bree ihren Vater dabei beobachtet. Der Gedanke daran war für Bree auf einmal so stark, dass sie wieder Sehnsucht nach zu Hause bekam.

Nachdem sie dem ersten Fisch den Kopf abgeschnitten hatte, schlitze sie ihn längs an einer Seite auf und holte die Innereien heraus. Anfangs stellte sie sich noch etwas ungeschickt an und zerriss das Fleisch. Doch mit jedem weiteren Fisch bewegten sich ihre Finger geschickter und schneller. Als sie schließlich die ausgenommenen Fische abgespült hatte, kam es ihr so vor, als hätte sie ihr ganzes Leben nichts anderes gemacht, als Fische auszunehmen.

Bree legte einen Teil der Fische beiseite. Den Rest schnitt sie jeweils in vier oder fünf Stücke und warf den Kabeljau dann in kochendes Wasser. Den Topf deckte sie mit einem Stück Holz ab. Als der Fisch

dann fertig war, pellte Bree die Haut ab, wodurch sich auch die Gräten ablösten.

Lil und sie saßen am Feuer, bis die Holzscheite zu Glut zerfallen waren. Lil leckte ihre Finger ab, tätschelte das Gras in ihrer Hose und grinste: »Schau mal, wie viel ich zugenommen habe.«

Bree neckte sie: »Dir gefällt das besser, als es ist.«

»Das ist doch so was wie ein Spiel, oder?«, fragte Lil.

Bree war zuerst überrascht, dann froh, dass Lil das so sehen konnte.

»Ja, es ist wie ein Spiel.«

»Ein ernstes Spiel.«

Wieder nickte Bree. Sie wollte nicht, dass Lil bewusst wurde, wie ernst es war – oder wie gefährlich.

»Wer wird gewinnen, Bree?«

In diesem Augenblick war Bree sich sicher, dass Lil sich über die Gefahren, denen sie sich ausgesetzt sahen, völlig im Klaren war.

»Wer gewinnen wird?«, fragte Bree. »Ich weiß es nicht, Lil. Ich würde gerne glauben, dass wir es sind. Aber ich weiß es wirklich nicht.«

Dann erinnerte sich Bree: Vor langer Zeit hatten sie und ihr Bruder Devin ein geheimes Zeichen vereinbart. Ein fieser Junge – älter als Dev – lebte auf dem nächsten Bauernhof. Schon mehr als einmal war er zu Devin und Bree gemein gewesen. An seinem achten Geburtstag beschloss Devin, dass es nun genug war.

»Wir brauchen ein geheimes Zeichen«, hatte Devin zu Bree gesagt. »Ein Zeichen, das mir hilft zu gewinnen.«

Die damals siebenjährige Bree dachte darüber nach: »Mutter sagt, dass Jesus uns helfen möchte, wann auch immer wir Angst haben.«

»Und Vater sagt, dass wir mutig sein sollen« ergänzte Devin.

»Was bedeutet das?«, hatte Bree gefragt.

»Mutig zu sein, bedeutet, dass ich das Richtige tue, obwohl ich Angst habe.«

Bereits der Gedanke an diesen Tag weckte in Bree schmerzlich die Erinnerung an ihren Bruder. Doch dann erzählte sie Lil von dem geheimen Zeichen.

»Allein für sich betrachtet bist du nur ein ganz gewöhnliches Mädchen«, sagte Bree.

»Und ich bin nur deine gewöhnliche Freundin. Doch wenn wir Gott um Hilfe bitten ...«

Bree kreuzte die Arme vor der Brust. »Wenn du das siehst, dann weißt du, dass ich für dich bete.«

Lil grinste. Auch sie kreuzte die Arme vor der Brust.

»Und wenn du das sieht, weißt du, dass ich für dich bete.«

Lil hob die Hand und zeigte zum Himmel: »Jesus ist unser Retter, unser Herr und unser König.«

Bree zwinkerte ihr zu. »Du hast Devin gesehen, als er das Schiff verließ! Du hast zugehört, als ich mit Mikkell sprach.«

Lil nickte. »Ich habe es gesehen. Und ich habe es gehört. Und was auch immer mit mir geschehen mag: Ich glaube ebenfalls an Jesus.«

Was auch immer mit dir geschehen mag? Bree spürte das Gewicht dieser Worte. Wenn Lil etwas zustoßen sollte, würde sie das im Innersten verletzen. Und sie würde glauben, dass es ihre Schuld wäre.

Doch im Moment gab es drängendere Probleme. Wie lange konnten sie den Fisch aufbewahren, ohne dass er verdarb? Bree war sich nicht sicher. Zu Hause schlangen ihre Brüder alles hinunter, was sich in Reichweite befand. Bree befürchtete, dass Lil und sie später am Tag wieder Hunger haben würden.

Bree nahm drei noch grüne, lange und dünne Äste, band sie an einem Ende zusammen und baute aus ihnen ein dreibeiniges Gestell, das sie über der Glut aufstellen konnte. Nachdem sie Nolas Seehundfell-Streifen um das Gestell herumgewickelt hatte, schnitt sie den restlichen Fisch in lange, dünne Streifen und hängte sie über die Glut. Dann legte sie ihren Mantel um das Gestell und beobachtete, ob der Fisch so trocknen würde.

Plötzlich loderten die Flammen auf. Bree konnte gerade noch ihren Mantel wegziehen, bevor er versengt wurde. Das Gestell kippte um und sämtliche Fischstreifen fielen ins Feuer. Sie verbrannten, bevor Bree sie retten konnte.

Bree seufzte. Jetzt hatten sie nicht einmal mehr ein Abendessen. Lil sah sie an und sagte: »Ist schon gut, du hast es versucht.«

Doch Bree dachte bereits an den nächsten Morgen. Nichts war ihr mehr zuwider, als noch einmal zum Hafen zu gehen. Allein schon bei dem Gedanken daran drehte sich ihr der Magen um. Aber was konnte sie denn anderes tun? Sie und Lil benötigten eine weitere Portion Fisch. Wenn sie den am Stock grillen würde – und zwar so richtig – würde er dann mindestens einen oder zwei Tage halten?

Bree wusste es einfach nicht. Auch wusste sie nicht, ob sie auf ihrem Weg zur Hütte der Fischer etwas zu essen finden konnten. Doch Lil kreuzte die Arme vor der Brust, zeigte zum Himmel und versuchte zu lächeln. »Mut zum Sieg, Bree«, sagte sie. »Mut zum Sieg.«

In dieser Nacht brach Bree sogar noch früher auf als bei ihrem ersten Ausflug zum Hafen. Wieder sammelte sie Muscheln von den Steinen und setzte sich hin, um zu fischen. Sie würde nicht das Risiko eingehen, beim Licht der Morgendämmerung noch dort zu sein.

Als Bree dann einen Fisch nach dem anderen aus dem Wasser zog, hörte sie eine Stimme hinter sich.

»Alter Mann ...«

Die Irin namens Rowena war so schnell gegangen, dass Bree sie nicht gehört hatte. Bree drehte sich um und warf ihr einen kurzen Blick zu. Rowena hatte heute eine Kapuze über ihr feuerrotes Haar gezogen.

»Alter Mann, Mikkell hat gestern Abend meinen Ehemann besucht. Der große, hagere Mann namens Gunnar war auch bei ihm.«

Bree wartete, ohne sich umzudrehen. Ihre Angst wuchs.

»Gunnar sagte, dass ein Mädchen namens Bree einen Beutel mit Silbermünzen gestohlen hätte. Stimmt das?«

Bree schüttelte den Kopf.

»Das dachte ich mir. Weißt du, was das Gesetz dieses Landes über Diebstahl sagt?«

Bree schüttelte wieder den Kopf.

»In diesem Land treffen sich die freien Männer zu einem Rat, der *Ting* genannt wird. Die freien Männer beschließen Gesetze und halten eine Gerichtsverhandlung, wenn jemand etwas Falsches getan hat. Wer eine Straftat verübt, muss Wiedergutmachung leisten – also eine Zahlung dafür, dass er jemand anders bestohlen und ihn damit respektlos behandelt hat. Hast du das verstanden?«

»Ich denke.«

»Man nimmt an, dass jemand, der stiehlt, zu arm ist, um Wiedergutmachung zu bezahlen. Selbst wenn der Dieb das zurückgibt, was er gestohlen hat, so wird er in der Regel nicht in der Lage sein, zusätzliches Geld an denjenigen zu bezahlen, den er durch den Diebstahl respektlos behandelt hat.«

Brees Magen verkrampfte sich. »Weiter ...«

»Wenn ein Dieb keine Wiedergutmachung für seine Respektlosigkeit leisten kann, dann ist die Strafe für den Diebstahl der Tod.«

Bree fing an zu zittern und konnte nicht mehr

damit aufhören. Sie konnte nur noch ihre Angel auf den Boden legen.

»Und die denken, dass ich den Beutel mit den Silbermünzen gestohlen habe ...«

»Ich kann dich nicht zu mir nach Hause einladen. Mein Mann würde sich sofort zusammenreimen, wer du bist. Aber ich habe dir Brot und Käse mitgebracht.«

Rowena kam nah an Bree heran, gab ihr ein Bündel und entfernte sich schnell wieder von ihr. Bree steckte sich das Bündel unter den Umhang und fixierte es mit der Lederschnur, die ihre Hose hielt. Zwei Laibe Brot. Eine große Scheibe Käse. Es war wie ein Wunder.

Rowena wiederholte noch einmal die Wegbeschreibung zu der Hütte der Fischer. Wieder fragte sie: »Hast du das verstanden?«

Bree hatte es ja verstanden. Lil und sie mussten sobald wie irgend möglich aufbrechen. Und sie hatten den Reiseproviant, den sie brauchten!

»Erinnerst du dich noch an dieses Gebet?« Mit ihrer sanften, klaren Stimme sprach die Frau:

»Möge Gott, der Vater, uns segnen,
möge Christus für uns sorgen,
und möge der Heilige Geist
uns alle Tage unseres Lebens erleuchten.
Möge der Herr unser Schutz sein
und der Bewahrer von Leib und Seele,
sowohl jetzt als auch in Ewigkeit,
für alle Zeiten.«

Als Rowena zu Ende gesprochen hatte, konnte Bree den Hafen vor sich nicht sehen. Ebenso wenig die Berge. Ihre Tränen ließen alles verschwimmen.

Dann veränderte ihre neue Freundin das Gebet:

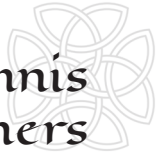
»Möge Gott, der Vater dich segnen, Bree.
Möge Christus für dich sorgen, meine Freundin.
Möge der Heilige Geist dich alle Tage deines
Lebens erleuchten.
Möge der Herr dein Beschützer sein.«

Plötzlich verstummte die sanfte irische Stimme. Mit einem kurzen »Gott sei mit dir, Bree« entfernte sich die Irin.

Bree verschloss ihre Tasche mit den Fischen, nahm Angelrute und -leine und griff zu ihrem Gehstock. Sie setzte den Stock auf den Boden und zog sich daran hoch. Als sie losging, zog sie ihr Bein etwas nach und benutzte den Stock, um das Gleichgewicht zu halten.

Sie zwang sich zu einem schlurfenden Gang und hielt sich in Richtung der bewaldeten Hänge. Kurz bevor sie den Wald betrat, hob sie den Kopf. Doch dann verließ sie das Gefühl der Erleichterung. Ein Gedanke ließ ihr das Blut in den Adern gefrieren: »Was, wenn Mikkel irgendwo in diesen Wäldern ist?«

Das Geheimnis des Fischers



In der Dunkelheit vor der Dämmerung stand Mikkel auf einem der weiter unten gelegenen Berghänge. Den Großteil der Nacht hatte er damit verbracht, das bewaldete Gebiet oberhalb des Hafens abzusuchen. Mittlerweile hatten sich seine Augen an das dämmrige Licht gewöhnt.

Als er auf den Hafen hinunterblickte, fiel Mikkel der dunkle Umriss eines alten Mannes auf, der auf einem Felsen saß. Seine Schultern hingen herunter und sein Kopf war mit einem breitkrempigen Hut bedeckt. Der Fischer hielt seine Angelrute über das Wasser.

In diesem Augenblick zuckte das Ende seiner Leine nach unten. Kurz darauf zog der alte Mann einen ordentlichen Kabeljau aus dem Wasser, nahm ihn vom Haken und legte ihn in die Tasche neben ihm. Er griff nach etwas unterhalb von ihm – offenbar Köder –, steckte es auf den Haken und ließ die Leine wieder ins Wasser sinken.

Wer auch immer dieser Mann war – er schien sein Handwerk zu verstehen. Bereits jetzt hatte er in seiner Tasche genug Kabeljau für zwei sättigende Mahlzeiten. Und doch machte er weiter.

Mikkel wurde neugierig. Wozu brauchte eine einzelne Person – dazu noch ein alter Mann – so viel Fisch? Er war zu spät im Jahr und zudem zu feucht,

damit Fisch gut trocknen konnte. Mikkel suchte sich ebenfalls einen Felsen und ließ sich darauf nieder, um den Mann zu beobachten. Doch bald schon schweiften seine Gedanken ab.

Am Tag zuvor hatte Mikkel die Halbinsel um die kleine Siedlung Holmen abgesucht. Er war von einem Wikingerhaus zum nächsten gegangen und hatte Fragen gestellt. Er war sogar zum Königshof in Alrekstad gegangen, doch niemand hatte Bree und das kleine Mädchen gesehen. Jedenfalls hatte niemand gesagt, dass er sie gesehen hätte. Schließlich war Mikkel hinauf in die Berge geklettert. Am Tag hatte er dort – abgesehen von seinen eigenen Männern – niemanden gefunden. Und in der Nacht hatte er noch nicht einmal sie gesehen.

Jetzt dachte Mikkel darüber nach, was er als Nächstes tun sollte. Mit der Dämmerung würde der dritte Tag anbrechen, an dem er und andere Wikinger auf der Suche waren. Wie konnten zwei junge Mädchen – und dazu noch Irinnen – einfach so vom Erdboden verschwinden? Wie waren sie ihm nur entkommen?

Bree konnte nicht älter als dreizehn Jahre alt sein und das andere Mädchen, Lil, vielleicht acht. Höchstens neun. Wenn sie noch am Leben waren – wie hatten sie überlebt? *Wenn* sie noch am Leben waren ... Mikkel wollte lieber nicht so genau darüber nachdenken.

Mehr als einmal in den vergangenen Tagen hatte er sich gehasst. Gehasst dafür, dass er seinen Män-

nern eine Belohnung für den Fall versprochen hatte, dass sie sie fanden. Es stand außer Frage, dass sie sie finden würden. Wie sollten sie sie auch nicht finden? Jeder seiner Männer verstand sich auf die Jagd nach Rentieren. Jeder Einzelne von ihnen konnte Fallen für Füchse und Hasen stellen. Jeder seiner Männer wusste, wie man eine Fährte fand und ihr folgte, bis die Beute gefunden war.

Mikkel mochte dieses Wort nicht. Bree war keine Beute. Auch wenn das Gunnars Sichtweise entsprach, aber Bree und Lil waren keine Beute. Mikkel wollte einfach nur, dass sie sicher zum Schiff zurückkehrten, damit sie nach Hause zum Aurlandsfjord aufbrechen konnten.

Doch dann hörte er in Gedanken den Vorwurf: *Ist das alles, was du willst?* Mikkel schob den Gedanken zur Seite und weigerte sich, darüber nachzudenken.

Sie sicher wieder zurückzuhaben?

Schließlich musste Mikkel zugeben, dass das wirklich nicht alles war. Als Sklave war Bree wertvoll. Sie würde ihm einen guten Preis einbringen und somit dazu beitragen, das Schiff abzubezahlen, das sein Vater für ihn gebaut hatte. Außerdem hatte Bree seinen Beutel mit Silbermünzen gestohlen. Nur wenn er diesen wieder an sich bringen konnte, würde diese Reise ihn zu einem reichen Vierzehnjährigen machen.

Nach all dem, was in Irland geschehen war, hatte Mikkel gar keine Zeit gehabt, seinen Schatz richtig zu betrachten. Er wusste nur, dass einige arabische

Münzen dabei waren, die von Händlern mitgebracht worden waren, die von weit her kamen. In jedem Fall hatte er reiche Beute gemacht. Sicher: Die Münzen konnte er hier in Norwegen nicht als Zahlungsmittel verwenden. Aber Mikkel hatte bereits große Pläne, wie er reichlich Profit daraus schlagen konnte.

Der alte Mann nahm einen weiteren Fisch vom Haken und legte ihn in seine Tasche. Noch während Mikkel ihn beobachtete, kam jemand zu dem Fischer und unterhielt sich kurz mit ihm. Daraufhin schloss der alte Mann seine Tasche, nahm Angel und Angelleine und benutzte seinen Gehstock, um sich hochzuziehen.

Mikkel seufzte. Er war des Suchens müde. Mehr als einmal hatte er sich gewünscht, dass die Dinge anders lägen und dass er und Bree Freunde sein könnten. Jedes Mal verwarf er diesen Gedanken gleich wieder. Warum sollte er mit einem irischen Sklavenmädchen befreundet sein wollen?

Der alte Mann schlurfte und benutzte seinen stabilen Stock, um das Gleichgewicht zu halten. Eines war klar: Von seinem Bauchumfang her zu urteilen, liebte er Fisch. Doch sein großer Fang schien schwer auf seinem Rücken zu lasten.

Der alte Mann humpelte in Richtung der Bäume, sein Körper war ein dunkler Umriss vor dem Land in der Nähe des Hafens. Kurz bevor er verschwand, hob er den Kopf. Was war das denn? Freute er sich gerade? Wegen der Dunkelheit konnte Mikkel aber nichts Eindeutiges erkennen. Andererseits wäre es

aber auch nicht weiter verwunderlich, wenn sich jemand über einen solchen Fang freuen würde.

Mikkel hatte sich schon seit geraumer Zeit über nichts mehr so richtig freuen können. Und auch wenn er reich sein würde, war es schwer zu erahnen, was sein Vater zu den Münzen sagen würde, die er gefunden hatte. Die er gefunden hatte? Wieder musste er zugeben, dass diese Formulierung nicht so recht passte. Bis er zu Hause war, musste er sich für seinen Vater eine gute Erklärung für sein Handeln einfallen lassen.

Als das Licht des frühen Morgens sich aufwärts über den Himmel ausbreitete, war es für Mikkel zunächst oberhalb der Berge zu sehen. Eine dünne Linie aus Gold entlang der Bergspitze wurde breiter, so als wenn sie ihn dazu einladen würde, den Tag zu begrüßen. Doch Mikkel war immer noch in Gedanken vertieft. *Wenn Bree sich so gut versteckt, dass ich sie nicht finden kann, was will sie dann mit einem Beutel mit Silbermünzen?*



Das Versteck

Bree fühlte sich erleichtert, als sie im Schutz der Bäume verschwunden war. Sie griff unter ihren Umhang und band Brot und Käse so, dass sie besser zu tragen waren. Trotzdem verrutschten sie unzählige Male auf dem Weg in das Versteck hoch oben auf dem Berg.

Als Bree in den Hohlraum zwischen den Felsen kroch, erwärmte Lils Lächeln ihr Herz.

»Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht«, sagte Bree.

Als Erstes präsentierte sie die beiden Brote und den Käse. Lils Augen wurden groß vor Staunen. Beiden war bewusst, dass das ein Eingreifen Gottes war. Doch dann berichtete Bree Lil, was Rowena gesagt hatte.

»Sollen wir sofort aufbrechen?«, fragte Lil.

»Ich wünschte, das ginge.« Es war Brees tiefster Wunsch, so weit von Mikkel entfernt zu sein wie nur möglich.

»Nur ist es leider besonders gefährlich, sich bei Tageslicht zu bewegen. Wir können es nicht riskieren, dass auch nur eine Person uns zusammen sieht. Wir brechen nach Anbruch der Dunkelheit auf.«

Als Bree an dem Bach den Fisch ausnahm, fragte sie sich, was sie mit dem ganzen Fang machen sollte. Da sie sich immer noch nicht sicher war, ob und

wie viel Nahrung sie auf ihrem Weg finden würden, wollte sie Brot und Käse möglichst sparsam verbrauchen.

Als sie den letzten Fisch wusch, merkte sie, wie kalt das Wasser war. In der Nähe einer Stelle, an der das Wasser über eine kleine Kante rann, fand Bree eine Vertiefung. Dort ließ sie die Hälfte des Fangs im kalten Wasser. Die andere Hälfte kochte sie und brachte sie Lil als Frühstück.

Den Rest des Tages blieben Bree und Lil in ihrem Versteck oder verließen es höchstens einzeln statt zusammen. Am späten Nachmittag kehrte Bree zu der Feuerstelle zurück, kochte den restlichen Fisch und brachte ihn zu Lil.

Als sie ihr Abendessen beendet hatten, fielen die letzten Strahlen der Abendsonne schräg auf sie. Als Bree zurückging, um das Kochfeuer zu löschen, ging sie hinüber zu einer Gruppe von Birken, deren Blätter golden leuchteten. Zwischen ihnen konnte sie vom Berg hinuntersehen. Weit unten schienen die Häuser wie eine Gruppe guter Freunde zusammenzustehen. Von dort, wo sie stand, konnte sie das Gras auf den Dächern wachsen sehen. Auf einem Dach stand eine Ziege, die an dem Gras knabberte. *Das ist bestimmt das Haus, in dem Rowena wohnt*, dachte Bree.

Die untergehende Sonne warf blaue und rote Schatten auf die Berge, die den Hafen umgaben. Die Lichtstrahlen fielen auf Mikkels Schiff, den *Seevogel*. Aus dieser Höhe sah das Wikingerschiff aus wie ein

Spielzeug, das Brees Bruder Adam in einer Pfütze hin und her schieben würde.

Bree war froh, dass das Schiff so klein aussah. Dann stieg der Hass in ihrem Herzen auf. Zwar hatte sie schon immer wissen wollen, was sich jenseits der Irischen See befand. Doch damals, als sie diesen tiefen Wunsch verspürt hatte, der auch immer ihr Wunsch geblieben war, hatte sie sich natürlich nicht vorgestellt, dass sie die Welt als Sklavin kennenlernen würde.

Als Sklavin? Nein, das war vorbei. Jedenfalls soweit es in ihrer Macht stand. Sie ignorierte den harten Klumpen in ihrem Bauch und war froh, dass sie Mikkel so hassen konnte. Seit der Zeit, als sie noch ein kleines Mädchen war, hatte ihre Mutter ihr gesagt, dass sie lernen sollte zu vergeben. Mehr als einmal hatte Bree aufgestampft und gesagt, dass sie das nicht tun würde. Besonders ihrem Bruder Dev wollte sie nicht vergeben, wenn er sie wieder einmal geneckt hatte.

Doch nun war Dev weit weg von ihr. In den letzten Jahren hatten sie und Dev gelernt, Frieden zu schließen. Als sie dort stand und Richtung Westen sah, spürte sie ein Gefühl der Dankbarkeit. Sie war auch dankbar dafür, dass sie den Mut zum Sieg entdeckt hatten. Bree hatte diesen Mut jetzt nötig.

Das Holz in ihrem Kochfeuer war fast zu Asche heruntergebrannt. Doch Bree fand einen flachen Stein und grub ein Loch. Sie schob die Glut hinein und bedeckte sie mit Erde, damit keine Funken mehr aufsteigen konnten.

Bree sah zu Boden. In dem schwächer werdenden Licht betrachtete sie den Erdboden um die Feuerstelle herum. Lil hatte ihr Versteck nur wenige Male an diesem Tag verlassen, einmal davon war sie hier zur Feuerstelle gekommen. Ihre und Brees Fußabdrücke waren deutlich zu erkennen. Ein Paar Abdrücke war eher klein und das andere nur ein wenig größer. Ihre Fußabdrücke würden sie verraten.

Bree seufzte. Sie war davon überzeugt, dass Mikkel und seine Männer hier oben bereits gesucht hatten. Und doch würden sie wahrscheinlich noch einmal wiederkommen. Ihnen würde eine solche Kombination an Fußabdrücken sofort auffallen. Natürlich konnte sie einfach einen abgebrochenen Ast mit Blättern daran nehmen und wie mit einem Besen die Abdrücke wegwischen. Aber jemandem wie Mikkel würde es sofort auffallen, wenn an einer Feuerstelle gar keine Fußabdrücke zu finden waren.

Während Bree nach einem geeigneten Ast Ausschau hielt, wurde ihr klar, was zu tun war. Als Erstes fegte sie die Fußspuren weg. Dann stand sie auf Blättern und Felsen und Steinen außerhalb der Feuerstelle und überlegte, wo sie am besten anfangen sollte.

Vorsichtig trat sie auf den Erdboden. Sie bewegte erst den einen Fuß nach vorne, seitwärts und wieder zurück, dann den anderen. Auf diese Weise sahen ihre Fußabdrücke deutlich größer aus. Als das erste Paar Abdrücke fertig war, grinste Bree zufrieden. So würde es funktionieren. Die Abdrücke waren jetzt

groß genug, um zu dem alten Mann zu passen, der sie vorgab zu sein. Bree bewegte sich also um die Feuerstelle herum und machte einen Satz vergrößerte Abdrücke nach dem anderen. Als alles so war, wie sie sich es vorgestellt hatte, verließ sie die Feuerstelle. Dabei machte sie aber immer noch vergrößerte Abdrücke, bis sie einen Weg erreichte, auf dem auch andere Leute entlanggingen. Zufrieden mit sich und ihrem Werk wollte sie gerade aufbrechen, als sie weit den Berg hinunter eine Bewegung bemerkte.

Schnell verbarg sich Bree hinter einem Baumstamm und spähte hervor. Ein Mann stand am Waldrand. In dem Dämmerlicht, das dem Sonnenuntergang folgte, war von ihm nur ein Umriss zu erkennen, der sich dunkel vom helleren Himmel abhob. Doch Bree sah, dass er etwas bei sich hatte. Offenbar einen Beutel und einen Gehstock, der mehr wie ein stabiler Knüppel aussah.

Der Mann beugte sich hinunter und schob den Stock unter einen großen Stein. Dann platzierte er einen anderen, kleineren Stein daneben und klemmte ihn unter den Stock. Jetzt drückte er den Stock hinunter und hebelte damit den größeren Stein nach oben. Mit schnellen Bewegungen grub er eine Mulde und legte den Beutel hinein. Dann ließ er den großen Stein wieder hinuntersinken. Den anderen Stein nahm er hoch und legte ihn neben den großen Stein. Ein kleines Stück entfernt legte er den Stock auf den Boden und bedeckte ihn mit Blättern. Mit einer Handvoll Blätter und Gras glied er die umgebende Fläche an.

Plötzlich sah sich der Mann um. Bree duckte sich hinter den Baum und hielt den Atem an. Als sie es wagte, wieder hinzuschauen, war der Mann verschwunden. Um keinerlei Risiko einzugehen, blieb Bree noch sehr lange hinter dem Baum. Während sie wartete, wurde aus der Dämmerung Dunkelheit. Schließlich, als sie nichts hörte und sah, was ihr ungewöhnlich vorkam, trat Bree aus ihrem Versteck und begann ihren Abstieg den Berg hinunter.

Als sie den großen Stein erreicht hatte, platzierte sie den kleineren Stein an der gleichen Stelle wie der Mann und schob den Stock unter den großen Felsen. Mit aller Kraft versuchte sie den Stock hinunterzudrücken, doch der Felsen bewegte sich nicht. Nach mehreren erfolglosen Versuchen gab sie schließlich auf. Nachdem sie die Spuren, die sie hinterlassen hatte, verwischt hatte, sah sie sich um und machte sich dann wieder auf den Weg zurück zu ihrem Unterschlupf unter den Eichen.

Als sie bereits auf dem Weg dorthin war, drehte sie noch einmal um. Sobald sie und Lil sich ein wenig erholt haben würden, wollten sie im Schutz der Dunkelheit fliehen. Bei der Feuerstelle hob Bree den Kochtopf auf und nahm ihn mit. Müde, wie sie war, nahm sie einen Umweg zurück zum Unterschlupf. Häufig blickte sie kurz zurück. Einmal fragte sie sich, ob das gerade ein Schatten war, der sich schnell versteckt hatte. Bree hielt an und wartete ab, doch alles war ruhig. Bree kam zu dem Schluss, dass es nur Einbildung gewesen war.



Als sie ihr Versteck erreicht hatte, schlief Lil bereits. Bree legte sich ebenfalls hin und nahm sich vor, sich nur ein paar Minuten zu erholen. Stattdessen schlief sie ein.



Der Geruch von Gefahr weckte Bree. *Der Geruch von Gefahr?* Bree wusste selbst nicht genau, was das sein sollte. Sie wusste nur, dass sie sich dringend auf den Weg machen mussten. Sie spürte die Warnung wie Feuer, das in ihren Knochen brannte. Irgendwie, auf irgendeine Weise hatte jemand ihr Versteck entdeckt. Bree war sofort hellwach und zog Tunika und Schuhe an.

Als sie sich in dem Versteck bewegte, fiel ihr auf, dass Lil bereits wach war.

»Was ist bloß los?«, flüsterte Lil kaum hörbar.

»Merkst du das auch?« fragte Bree. »Irgendwas stimmt hier doch nicht, aber was?«

»Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass wir hier weg-müssen.«

Bree nahm den Kochtopf, legte den Käse hinein und rollte das Ganze zusammen mit dem Brot in ihre Decke. Mit Nolas letzten Lederstreifen band sie sich das Bündel auf den Rücken. Kurz darauf war Lil ebenfalls abmarschbereit.

Als sie ihr Versteck zwischen den Felsen verließen, fiel Bree etwas ein. Natürlich mussten sie auch hier ihre Fußspuren verwischen. Der Erdboden um

das Versteck herum war fester als zum Zeitpunkt ihrer Ankunft, doch Bree ging voraus und trat auf Felsen, Gras oder Blätter, wo immer das möglich war. Obwohl der Nachwind kalt blies, war der Himmel klar und der abnehmende Mond stand hoch am Himmel. Bree war dankbar für sein Licht.

Bree erinnerte sich an Rowenas Wegbeschreibung so deutlich, als ob sie hinter ihr stehen und mit ihr sprechen würde. Mit dem Hafen im Rücken blickte sie den Berg hinauf, auf dem sie und Lil standen. Sie waren bereits so hoch gestiegen, dass es fast gar nicht mehr steil voranging. Hier, wo die Bäume weniger wurden, fiel es nicht schwer, den Weg zu erkennen. Für einige Zeit ging es nur geradeaus, und sie mussten lediglich darauf achten, auf felsigen Grund zu treten, um keine Fußspuren zu hinterlassen.

Bree versuchte ihr ungutes Gefühl zu verdrängen und sich daran zu erinnern, was sie über die Gegend wusste, die sie gerade durchquerten. Seltsamerweise spürte sie jetzt etwas anderes als noch vor ihrem Aufbruch. Was auch immer in ihr das Gefühl der Warnung ausgelöst hatte, lag nun hinter ihnen. Wichtig war jetzt nur, dass sie ein neues Versteck fanden. Aber wo?

»Haltet die Richtung und umgeht Hindernisse, soweit es nötig ist«, hatte Rowena gesagt. Aber wie konnte Bree die Richtung wissen, wenn sie niemals am Zielort gewesen war?

Als sich der Weg zu einer Ebene verbreiterte, blieb Bree stehen. »Lass uns beten«, sagte sie zu Lil.

»Lass uns Gott darum bitten, uns zu zeigen, was zu tun ist.«

Als sie zu Ende gebetet hatten, blieb Bree abrupt stehen und wartete. Ein Gedanke stieg aus ihrem tiefsten Innern auf, und sie erinnerte sich an etwas, was Rowena ihr gesagt hatte: »Wo auch immer ihr hingeht: Achtet auf die Sterne.« Es war fast so, als ob sie gewusst hatte, dass sie nachts aufbrechen würden.

Brees Schwester Keely hatte die Sterne schon immer gemocht. Selbst als Säugling hatte sie zum Himmel gezeit und mit den Händen geklatscht. Wenigstens konnte Bree den Polarstern erkennen. So konnte sie sich daran orientieren und die Richtung halten.

Manchmal mussten sie und Lil um einen schwarzen Felsgrat herumgehen. Manchmal war der Weg so steil, dass sie über Felsen klettern mussten, die zwischen einem halben und anderthalb Meter hoch waren. Doch irgendwann kamen sie an eine Stelle, an der es definitiv nicht mehr weiterging.

»Geht, bis ihr nicht mehr weiterkönnt«, hatte Rowena gesagt. Jetzt wusste Bree, was sie gemeint hatte. Gegen den Nachthimmel konnte sie erkennen, dass der Fels so dunkel, so hoch und so steil war, dass er wie eine Wand wirkte, um die sie nicht herumgehen konnten und die sie nicht überwinden konnten.

»Was tun wir jetzt?«, flüsterte Lil.

Bree zuckte mit den Schultern und blickte zurück.

»Denkst du, dass uns jemand gefolgt ist?«

Bree schüttelte den Kopf. Doch wie konnte sie sich angesichts der Dunkelheit da wirklich sicher sein?



Die vier Wachen

Mikkel war wütend, als er nach einer weiteren nächtlichen Suche zu seinem Zelt zurückkehrte. Er *wollte* nicht nur endlich nach Hause segeln, er *musste* auch ablegen, bevor das Wetter schlecht wurde. Und doch wollte er nicht gehen, bis er Bree gefunden und seine Münzen wiedererhalten hatte. Wie konnten zwei irische Mädchen es schaffen, all den Wikingern zu entkommen, die nach ihnen suchten?

Je mehr Mikkel darüber nachdachte, desto mehr regte er sich auf. Statt ins Bett zu gehen, machte er einen Spaziergang. Er setzte sich abseits der Zelte an den Strand. Die Nacht war klar. Das Mondlicht beschien Bäume und warf Schatten auf die Berge.

Zunächst hörte Mikkel den Wellen zu, wie sie rauschend am Strand ausliefen. Dann sah er durch den geöffneten Eingang eines Zeltes, wie ein großer, schlanker Mann aufstand. Gunnar! Über seiner Schulter hing ein aufgerolltes Seil. Der Griff seines Schwertes glitzerte im Mondlicht. Mikkel beobachtete regungslos, wie ein weiterer Mann Gunnar folgte. Da er kleiner war als jeder andere Wikinger, musste es sich um Alf handeln. Ein dritter und ein vierter Mann folgten.

Das waren doch die vier Wachen, die zugelassen hatten, dass Bree und Lil entkommen waren! Mikkel konnte sich schon denken, wohin sie gehen wollten.

Irgendwie hatten die Männer herausgefunden, wo sich Bree versteckt hielt. Sie hatten sich dann natürlich zusammengeschlossen, sodass jeder von ihnen den doppelten Lohn erhalten würde.

Mikkel griff nach seinem Messer, überprüfte dessen Sitz in der Scheide, und machte sich auf, ihnen zu folgen.

Es war relativ leicht, den vier Wikingern zu folgen. Obwohl sie leise gingen, machten sie keinerlei Anstalten, ihre Spuren zu verwischen. Sie eilten die Küste entlang, bis sie am Ende des Hafens den Wald betraten.

Als sie verschwanden, beeilte sich Mikkel, den Abstand zu ihnen zu verringern. Selbst als sie sich an den Anstieg der steilen Seite des Berges machten, blieb er nicht weit zurück. Wo auch immer die Männer hingingen: Sie kannten ihr Ziel genau, und jeder wusste, was zu tun war. Das bereitete Mikkel die meisten Sorgen.

In der Nähe eines großen Felsens weit oben auf dem Berg teilten sich die vier Männer auf. Zwei von ihnen verschwanden in der Dunkelheit weiter den Hang hinauf. Die verbliebenen beiden krochen lautlos vorwärts, jeder auf einer Seite des Felsens. Als er sich einer großen Eiche näherte, schlüpfte Gunnar unter die äußersten Äste. Alf stand am anderen Ende der Eiche. Mikkel näherte sich ihnen wie ein Schatten von Baum zu Baum.

Als er wartete, hörte er das schrille »Krah, krah, krah!« einer Krähe. Kurz darauf antwortete eine

zweite Krähe. Als Mikkell dann noch eine dritte und vierte hörte, wusste er, dass es sich hierbei um ein Signal handelte. In diesem Augenblick verschwand Gunnar hinter dem Felsen. Mikkell rannte geräuschlos weiter in Richtung des Ortes des Geschehens. Im Schatten der Bäume kletterte er höher den Hang hinauf, bis er auf die Stelle herunterschauen konnte, an der die Männer verschwunden waren.

In der Senke zwischen dem großen Felsen und dem Hang standen die vier Männer und sahen sich um. Doch das Mondlicht, das sogar dorthin schien, offenbarte eines: Abgesehen von den Männern befand sich niemand in der Senke.

Gunnar zog sein Schwert und hieb auf den Stamm eines großen Baumes. Zu Gunnars wütender Stimme kam eine weitere hinzu, dann mischten sich auch der dritte und vierte Mann in den Streit ein. Obwohl Mikkell keine Einzelheiten verstand, glaubte er die Ursache der Auseinandersetzung zu kennen: Sie hatten festgestellt, dass Bree und Lil verschwunden waren.

Mikkell fiel ein riesiger Stein vom Herzen. Leise bewegte er sich von den Männern weg und kroch davon. Seine Männer durften nicht erfahren, dass er ihnen gefolgt war, doch jetzt verspürte Mikkell eine noch größere Dringlichkeit, die beiden Mädchen zu finden. Sein Gespür hatte ihn nicht betrogen. Er musste Bree und Lil finden, bevor seine Männer das taten.

Als Mikkell zu seinem Schiff zurückging, kam er an der Stelle vorbei, an welcher der alte Mann ge-

angelt hatte. Mikkel blieb einen Augenblick dort stehen und wünschte sich, dass sein Leben so einfach wäre, wie Fische zu fangen.

Mikkel erinnerte sich so deutlich, wie wenn er es noch einmal erleben würde, wie der alte Mann sich unter Zuhilfenahme eines stabilen Stockes hochzog. Sein Gang war genauso, wie man es von einem alten Mann erwarten würde, auch das Schlurfen war echt gewesen. Und obwohl er ein Gewicht auf dem Rücken getragen hatte, war er losgegangen, indem er sich auf seinen Stock stützte.

Doch in diesem einen letzten Augenblick ... Was war das gewesen? Was hatte sich da verändert? Der Mann hob seinen Kopf. *Na toll, ein Mann hebt den Kopf ... Und du fragst dich, ob das Bree gewesen sein könnte?* Dieser Gedanke war wie eine tadelnde Stimme in seinem Kopf. Nein, nicht einmal Bree konnte ihn so hinters Licht führen. Unmöglich! *Wenn Bree vor mir steht, dann erkenne ich sie auch. Aber wo ist sie?*

Völlig verzweifelt ließ Mikkel sich auf dem Stein nieder, auf dem der alte Mann gesessen hatte. Wie der Fischer blickte er hinunter ins Wasser. Als die Sonne über das Wasser stieg, sah Mikkel darin sein Spiegelbild. Seltsam. Den ganzen Sommer lang war er auf dem Meer unterwegs gewesen. Doch erst jetzt bemerkte er, wie hart seine Gesichtszüge geworden waren. Mikkel war sich sicher, dass nicht nur die Zeit ihn hatte altern lassen. So lang war er doch gar nicht von zu Hause weg gewesen. Auch Wind und Sonne konnten das nicht in dem Maße bewirkt haben.

Tief drinnen wusste Mikkel, dass es hierfür einen anderen Grund gab: die Entscheidungen, die er getroffen hatte. Die Entscheidungen, die er allmählich zu hassen begann.

»Ich werde dich beschützen«, hatte er Bree kurz nach ihrer Gefangennahme gesagt. »Ich werde dich beschützen, aber du musst mir gehorchen.« Mikkel sah in Gedanken ihre großen braunen Augen und die unschuldige Miene, die Bree jederzeit aufsetzen konnte. Mehr als einmal hatte er angenommen, dass sie sich an die Vorstellung gewöhnte, eine Sklavin zu sein. Stattdessen hatte sie ihn immer wieder ausgetrickst, da er sie immer wieder unterschätzt hatte.

Das erste Mal war, als sie ihren Bruder Devin befreit hatte. Das zweite Mal, als sie vom Schiff entkommen war. Das dritte Mal, als sie seine Münzen gestohlen und versteckt hatte. Und nun eine weitere Flucht.

Mikkel kam sich wie ein Narr vor, aber er war kein Narr. Er würde sie nicht nur finden, er würde sie auch für jedes einzelne Mal bezahlen lassen, bei dem sie ihre Unabhängigkeit bewiesen hatte oder einen Weg gefunden hatte, einen Sieg gegen ihn zu erringen. Er würde schon dafür sorgen, dass sie jeden einzelnen Augenblick bereute, bei dem sie Haltung bewiesen hatte.

Haltung. Plötzlich verstand Mikkel, dass er ehrlich mit sich selbst sein musste. Er würde Bree für jedes Mal büßen lassen, wenn sie sichtbar Haltung bewiesen hatte. In diesem Augenblick warf Mik-

kel einen tiefen Blick in sich selbst. Er sah dort all das, was er lieber nicht zugeben würde: ein Loch mit einer bodenlosen Tiefe, das durch nichts gefüllt werden konnte – so schien es ihm. Und er wollte Bree gerade für den Mut bestrafen, den er selbst nicht hatte.

In einem Sturm einen Mast besteigen? Eine Gruppe Männer dorthin führen, wo er hinwollte? Plündern und stehlen? Das war leicht. Wenn er weiterhin stehlen würde, würde er ein reicher Mann werden. Aber Mut? Wirklicher Mut? Die Art von Mut, die Bree dazu befähigt, für das einzustehen, was ihr wichtig war? Die Art von Mut, sich nicht nur um sich selbst, sondern auch um andere zu kümmern? So ungern er das auch zugab: Er wusste, dass in seinem Leben ein solcher Mut nicht erkennbar war.

Als er darüber nachdachte, wurde er wieder wütend. Dann wurde ihm eines klar: Wenn er es jemals schaffen würde, Bree und seine Silbermünzen zurückzubekommen, musste er seinen Ärger ablegen und nachdenken. Doch jetzt musste er sich erst einmal um andere Dinge kümmern.

Plötzlich kam ihm eine Idee, die ihn selbst überraschte. Zum ersten Mal fragte sich Mikkel, wie Bree wohl vorgehen würde. Was würde sie tun? Mikkel hatte absolut keine Ahnung. Es war ihm bereits unmöglich, sich vorzustellen, dass er Bree wäre. Als ihn das schließlich zur Verzweiflung brachte, fing Mikkel an, zu seinem Lieblingsgott zu beten. Doch

dieser antwortete nicht, und Mikkel wusste nicht, was er nun tun sollte.

Es schien ihm, als ob er zu einer Steinmauer beten würde, die so hoch war wie diese Berge. Hinzu kam, dass Thor damals nicht geantwortet hatte, als Mikkel und die anderen Wikinger während des Sturms dringend auf seine Hilfe angewiesen waren.

Vielleicht will er mir nicht zeigen, wo Bree ist. Bree sagt, dass sie ihren eigenen Gott habe. Vielleicht wollen die Götter meines Landes nicht, dass sie hier ist. In dem Sturm ...

Mikkel dachte nur ungern an den Sturm zurück. Als der Mast sich in Richtung der Wellen geneigt hatte, hatte er fast sein Leben verloren. Seit diesem Vorfall ängstigte ihn das Wasser in einer Weise, wie er es nie zuvor gekannt hatte.

Doch als er Bree zugerufen hatte, dass sie zu Thor beten solle, hatte sie abgelehnt. Stattdessen hatten Bree und die anderen Iren ihren Gott gebeten, den Sturm zu stillen. Und das hatte er dann auch getan.

Mikkel konnte das nicht verstehen. Sein ganzes Leben lang hatte er nur von seinen eigenen Göttern gehört. Von den Göttern, die sein Vater und seine Mutter, ja, sein ganzes Dorf anbeteten. Wie konnte es da einen anderen Gott geben, der mächtiger war als die Götter, die er und seine Familie kannten?

Wie dem auch war – Mikkel musste jetzt alles versuchen, was möglich war. Er schaute sich um, ob sich noch jemand in seiner Nähe befand. Als er feststellte, dass der Strand menschenleer war, schloss er

die Augen, so wie er es bei Bree auf dem Schiff gesehen hatte. Er wandte sich Richtung Wasser und fing an zu beten.

»Ich weiß nicht, wer du bist, deshalb werde ich dich einfach ›Brees Gott‹ nennen. Und um das gleich klarzustellen: *Ich* brauche dich nicht. Ich habe meine eigenen Götter, und die sind mächtiger als du. Aber für Bree scheinst du wichtig zu sein. Nun, da sie das denkt, willst du dich vielleicht um sie kümmern. Und wenn dir Bree wichtig ist, dann solltest du mir besser helfen, sie zu finden, bevor das jemand anders tut ...« Als Mikkell seine Augen wieder öffnete, schien sich nichts verändert zu haben. Dann fühlte er eine tiefe innere Ruhe, wie Morgennebel, der sich über das Wasser erhebt.

Er hatte Bree gesehen. Er hatte gesehen, wie sie einen Fisch nach dem anderen aus diesem Wasser gezogen hatte. Doch dieser einen Augenblick, als sie den Kopf gehoben hatte, hatte sie verraten. *Der alte Mann war Bree.*



Gefährliches Dublin

Als Devin und Jeremy den Fluss Liffey erreichten, standen sie am Ufer und sahen hinüber zu der Stadt Dublin. Der Fluss hatte eine auffallend dunkle Färbung, weswegen er auch *Dubhlinn* oder »schwarzer Teich« genannt wurde. Doch Devin fand, dass das Wasser trotzdem klar war. Es reflektierte die Spätnachmittagssonne.

Hier vereinigte sich der Fluss Poddle mit dem breiten, unteren Teil der Liffey, und zwar dort, wo sie in die Irische See mündete. Dublin, fast gänzlich von Wasser umgeben, war die erste echte Stadt in Irland. Es war zudem ein unabhängiges nordisches Königreich, ein Handelszentrum, das von den Wikingern des Nordatlantiks aufgebaut worden war.

Ein hoher Erdwall schloss Dublin kreisförmig ein. Darauf stand eine hohe Mauer aus Holzpfählen, die dessen Schutzwirkung noch verstärkte.

Jeremy starrte auf die hohe Mauer. »Was tun wir jetzt?«, fragte er.

»Sieht aus wie eine Festung, findest du nicht?«

So gerne Devin auch einen Weg finden würde, Bree zu helfen, so gerne würde er es auch vermeiden, diese Stadt zu betreten. Doch dann sah Devin die Öffnungen in dem Erdwall und in der Mauer. Immerhin schien es also mehrere Möglichkeiten zu

geben, die Stadt zu betreten oder zu verlassen, wenn das nötig werden sollte.

»Vielleicht könnten wir uns um ein Paar Schuhe bemühen?«, schlug Jeremy vor.

Devin grinste. Jeremy machte sich wieder einmal Sorgen um Devins Wohlergehen. Devin kannte so etwas gar nicht, weil immer er selbst es gewesen war, der auf Bree und seine jüngeren Geschwister aufgepasst hatte. Aber Devin musste auch zugeben, dass neue Schuhe sicherlich nicht die allerschlechteste Idee waren. Denn beim letzten Mal, als er sich beim Gehen verletzt hatte, war sein Zeh betroffen gewesen. Und der blutete jetzt.

»Wir brauchen einen Schuhmacher, einen Schuster«, sagte er, und in diesem Augenblick fiel Devin etwas ein.

»Da gibt es doch jemandem, dem mein Vater vertraut. Er handelt mit einem Mann aus dem Norden, einem Wikinger vom Nordatlantik. Aber ich kann mich immer noch nicht an seinen Namen erinnern.«

Vielleicht würde es helfen, wenn er und Jeremy einfach die Straßen auf und ab gingen und die Augen offen hielten – eventuell fiel ihnen etwas auf, was ihm helfen könnte, sich zu erinnern. Doch zunächst mussten sie eine Möglichkeit finden, den Fluss zu überqueren.

Als sie zum Wasser hinuntergingen, sprach ein Mann in einem kleinen Ruderboot sie an. »Wollt ihr rüber?«

Devin nickte. »Du bist demnach ein Fährmann? Wir haben allerdings kein Geld für die Überfahrt.«

»Ach was, solche anständigen Jungs wie euch nehme ich so mit. Wartet einfach, bis ich das nächste Mal übersetze.«

Bald schon wollte ein junger Herr mit dem Boot hinüberfahren. Der Fährmann gab ihnen ein Zeichen, und Devin und Jeremy drängten sich in einen Winkel an einem Ende des Ruderbootes. Am anderen Flussufer schien niemand davon Notiz zu nehmen, als sie die Stufen hinaufgingen und durch eine Öffnung ins Stadtinnere gelangten. Einen Augenblick lang blieb Devin stehen und sah sich um.

Eine breite Straße führte geradeaus, und andere Straßen zweigten von ihr ab. Entlang dieser Straßen waren kleinere Pfähle in den Boden getrieben und bildeten einen Zaun um jedes Haus herum. Ganz wie zu Hause waren alle Dächer mit Stroh eingedeckt.

»Das soll eine Wikingerstadt sein?«, fragte Jeremy.
»Die bauen genau wie wir.«

Devin schaute nach der Sonne. Langsam sank sie am Himmel Richtung Westen immer tiefer. Wenn sie noch einen offenen Laden finden wollten, dann mussten sie sich beeilen. Als Devin weiterging, umgab ihn der Lärm der Stadt. Fischhändler gingen die Straßen auf und ab und riefen: »Fisch zu verkaufen! Fisch zu verkaufen!«

Karren rumpelten vorbei, Hühner kreischten und Schafe blökten. Nach seinem Aufenthalt auf dem

ruhigen Land kam ihm der Lärm nun unerträglich vor. Er wollte nur den Schuster finden und dann so schnell wie möglich die Stadt wieder verlassen.

Devin fing an, auf Nordisch nach dem Weg zu fragen. Es war die Sprache der Händler, die ihm sein Vater beigebracht hatte. Denn in einer Stadt mit 10 000 Einwohnern gab es sicher mehr als einen Schuster. Devin blieb stehen, sah sich um und versuchte, sich an den Namen des Freundes seines Vaters zu erinnern.

Inmitten all dieses Lärms versuchte er, Gott um Hilfe zu bitten. Doch es war ihm immer noch, als ob eine riesige Mauer – höher als die Mauer um Dublin – ihn von Gott trennte.

Bei seinen Freunden war Devin als jemand bekannt, der unbeirrt seinen Weg ging. Meistens war er auch erfolgreich bei dem, was er tat. Doch Devin wusste, dass es etwas gab, was ihn dieses Mal scheitern lassen konnte. Wie konnte er in diese Stadt voller Wikinger gehen und um Hilfe fragen, wenn er doch jeden Wikinger hasste, den er kannte?

»Stimmt was nicht?«, fragte Jeremy, als Devin nicht weiterging.

»Ich habe Angst«, flüsterte Devin. »Ich habe Angst vor jeder einzelnen Person in dieser Stadt.« Wie konnte Bree das nur aushalten, von Wikingern umgeben zu sein?

»Ach komm, Dev, du hast doch keine Angst.«

»Doch, das habe ich.«

»Und wovor genau hast du Angst?«

Devin verstand plötzlich. Der Hass in seinem Herzen machte ihn schwach. Aber wie konnte er denn die Männer nicht hassen, die Bree und Keely mitgenommen hatten?

Wieder ging er weiter. Diesmal fragte er nach den Namen der ortsansässigen Schuster und hörte einen, der ihm bekannt vorkam.

»Björn! Das ist er!« sagte er. Nur wenige Minuten später fanden Devin und Jeremy seinen Laden. Als Devin die Tür öffnete, sah ein Mann auf, der an einer Schuhmacher-Werkbank arbeitete.

»Bist du Björn?«, fragte Devin.

»Das bin ich.« Der Mann lächelte.

»Ich brauche ein Paar Schuhe«, begann Devin. »Ich habe zwar kein Geld, aber wenn du Jeremy ...« Er wandte sich zu seinem Freund. »Wenn Jeremy und ich für dich arbeiten dürfen, werden wir sie so abbezahlen.«

»Und an was für Schuhe hattest du dabei gedacht?«

Devin nahm das Paar heraus, das er die letzten drei Tage getragen hatte. Obwohl er sie ausgezogen hatte, war zu vermuten, dass Rothemd ihnen gefolgt war. Vielleicht hatte er angenommen, dass Devin und Jeremy nach Dublin gehen würden.

»Ach, die sind leicht herzustellen«, sagte Björn, als er Devins Schuh sah. »Das geht ganz schnell. Aber sagt: Woher kommt ihr?«

Als Devin es ihm erzählte, legte der Mann seine Werkzeuge nieder und hörte zu.

»Aus Glendalough, sagst du?« Und das war auch schon alles, bis der Mann Devin nach seinem Namen fragte.

»Wer ist dein Vater, Junge?«

»Aidan O'Toole.«

»Und es war deine Schwester, die verschwunden ist?«

»Zwei Schwestern. Keely und Bree.«

»Und kennst du den Namen des Mannes, der den Raubzug angeführt hat?«

»Sein Name ist Mikkell.« Plötzlich entlud sich der in Devin aufgestaute Hass. Wie ein Fluss, der seine Ufer verlässt, spuckte er Mikkels Namen förmlich quer durch den Raum, ebenso den Namen von Mikkels Vater.

»Ein großer Häuptling ist er. Sigurd, ein mächtiger Häuptling vom Aurlandsfjord in Norwegen.«

Dann fing Devin zu seiner großen Beschämung an zu weinen. Er weinte mit langem, herzerreißendem, krächzendem Schluchzen. Der aufgestaute Hass entlud sich wie Wassermassen, die einen Damm durchbrachen. Sein Schluchzen ließ seinen ganzen Körper erzittern.

Zu Devins Überraschung stand der Schuster von seiner Werkbank auf und legte seine langen Arme um ihn. Wie ein kleiner Junge stand Devin regungslos da. Er wusste nur, dass er den Trost dieser Arme jetzt brauchte.

Als Devin schließlich zu weinen aufgehört hatte, wich der Schuster etwas zurück.



»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte Björn.

Diese Freundlichkeit führte bei Devin zu weiteren Tränenbächen. In den langen, furchtbaren Tagen nach dem Überfall war Devin zu dem Schluss gekommen, dass alle Wikinger so wie Mikkel waren.

»Du bittest mich um Entschuldigung?«, fragte Devin, als er wieder sprechen konnte. »Aber darum musst *du* mich doch nicht bitten. Das müsste Mikkel machen. Mikkel, der Sohn von Sigurd.«

»... vom Aurlandsfjord. Sein Vater ist wirklich ein mächtiger Häuptling – und er hat ein gutes Herz.«

Devin starrte Björn an und wich zurück. »Du kennst Mikkels Vater?« Devin schob Jeremy hinter sich, um ihn vor dem Schuhmacher zu beschützen.

Doch Björn ergänzte schnell: »Keine Angst. Mikkels Vater ist ein ehrenwerter Mann. Ich treibe schon seit vielen Jahren Handel mit ihm.«

»Und was ist mit Mikkel?«

»Sein Vater wird sehr betrübt darüber sein, wenn er erfährt, was Mikkel getan hat. Er hat seinen Familiennamen entehrt. Mikkel hat nicht nur deine Familie verletzt, er hat auch mich verletzt. Als er hier war, um seine Waren zu verkaufen – Felle, die die Männer des Aurlandsfjords gesammelt hatten – gab ich ihm eine angemessene Bezahlung. Doch als er gegangen war, bemerkte ich, dass er nicht nur genommen hatte, was ihm zustand, sondern auch noch einen Beutel mit Silbermünzen.

»Er hat dich also bestohlen?«

»Einige der Münzen sind arabischen Ursprungs, manche stammen aus Konstantinopel. Bevor ich Schuster wurde, segelte ich auf der ganzen Welt herum. Die Münzen haben großen Wert. Aber ...«

Der Norweger erhob seine Hand. »Verglichen mit deinen Schwestern Keely und Bree sind sie wertlos. Für das, was mit ihnen geschehen ist, bitte ich dich um Entschuldigung.«

Wieder fing Devin an zu weinen. Und wieder legte der große Mann seine Arme um ihn und klopfte ihm auf die Schultern.

»Ich bitte dich an Mikkels statt um Entschuldigung«, sagte Björn. »Ich bitte dich an dessen statt um Entschuldigung, der Keely entführt hat.«

Als er nicht mehr weinen konnte, verstand Devin schließlich. Mikkels zu vergeben, bedeutete nicht, das gutzuheißen, was er getan hatte. Vielmehr war Vergebung eine Möglichkeit für Devin, mit dem Hass aufzuhören und weiterzumachen.

Als er den Kopf hob, ließ der Schuster ihn los. Devin griff nach Jeremys Hand und blickte nach oben in Björns Gesicht. In diesem Augenblick wusste Devin, was zu tun war.

»Du stehst hier als Vertreter deiner Landsleute«, sagte er dem Schuhmacher. »Du stehst hier stellvertretend für gewissenlose Männer und einen Jungen namens Mikkels. Jeremy und ich vertreten das Volk der Iren, all jene, über die die Wikinger Unglück gebracht haben. Und wir vergeben euch.«

Einen Augenblick lang stand der große Mann einfach nur regungslos da. Dann fing auch er an zu weinen.

»Kommt, Jungs«, sagte er schließlich. »Wollt ihr etwas Warmes zu essen? Ein Plätzchen zum Schlafen? Meine liebe Frau wird euch irischen Eintopf zubereiten und euch ein Bett geben.«

Eine Minute später hatte der Schuster seinen Laden geschlossen. Als Björn sie die Straße hinunterführte, ertönte Glockengeläut.

Glocken? Devin fragte sich, ob er sich jetzt schon Dinge einbildete. Doch Björn lächelte.

»Kirchenglocken. Wisst ihr das nicht? Dublin ist bekannt dafür, dass es hier viele Glocken gibt.«



Heimweh

In dem Schatten des Felsens breiteten Bree und Lil ihre Decken aus und schliefen den Rest der Nacht. Als der nächste Tag dämmerte, schnitt Bree Brot und Käse in Scheiben, und bald fand sie eine Wasserquelle. Dann fielen ihr Rowenas Worte ein: »Wenn du zu einer hohen Wand kommst, halte dich links.«

Zu Brees Überraschung war es ihr und Lil möglich, den hohen Felsen zu umgehen und einen Weg dahinter zu finden. Doch eine Stunde später fing Lil an zu husten. Zuerst hörte es sich an, als wenn sie eine Reizung im Hals hätte, und Bree fragte sich, ob Lil vielleicht nervös war, weil sie schon wieder auf der Flucht waren.

»Hast du Angst?«, fragte Bree. Lil schüttelte den Kopf. Ihre Hoffnung, den Wikingern zu entkommen, schien immer berechtigter.

Einmal mussten sie einen See umrunden. Dabei mussten sie öfters über kleinere Bäche springen. Fast hätte sich Bree in der Beschaffenheit des Bodens täuschen lassen: Er war weicher, als er aussah. Zwar kannte sie sumpfigen Boden aus Irland, aber hier hätte sie nicht damit gerechnet. Als sie ansetzte, einen flachen Streifen Land zu überqueren, sanken ihre Füße plötzlich in breiige Erde ein. Sofort sprang sie auf einen Felsen. Von dort aus kehrte sie auf festen Grund zurück.

Doch sie verloren wieder Zeit dadurch, dass sie ein größeres Gebiet umgehen mussten, statt mitten hindurchgehen zu können. Bald schon wurde Lils trockener Husten zu einem tiefer sitzenden Husten. Bree hielt ihn nicht für besorgniserregend. Gott hatte sie aus zahlreichen Notlagen gerettet und sie immer mit einem Unterschlupf, Kleidung und Essen versorgt. Er hatte sie sogar vor den Wikingern versteckt. Wie konnte Gott sie da scheitern lassen, nachdem er sie bis hierher gebracht hatte?

Als sie Rast machten, um Mittag zu essen, blickte Bree sorgenvoll auf das Essen. Hier, wo es Gebirgsbäche gab, konnte sie wieder angeln. Andererseits mussten sie in Bewegung bleiben. Wenn sie sparsam mit ihren Vorräten haushalten würden, hätten sie noch Brot für drei Tage. Der Käse würde noch für zwei Tage reichen.

Die Entscheidung fiel Bree nicht schwer: Sie gab ihren Anteil an Brot und Käse Lil und sagte, dass sie selbst keinen Hunger habe. Doch Brees Magen knurrte, noch während sie Lil anlog.

Lil kicherte: »So, du hast also keinen Hunger? Lass uns doch lieber das teilen, was du mir geben willst.«

Als sie sich wieder auf den Weg machten, hielt Bree mehrfach an, um dem jüngeren Mädchen Gelegenheit zum Ausruhen zu geben. Es war immer Lil, die sagte: »Lass uns weitergehen.«

Aber auch Bree ließ sich nicht täuschen. Sie mussten einen neuen Unterschlupf finden. Mittlerweile

hatten sie sich weit genug von Mikkels Schiff entfernt, um gefahrlos um Hilfe zu fragen. Doch hier, hoch oben in den Bergen, gab es keinen Bauernhof, keine Tür, an die man klopfen konnte. Und wenn sie die Entfernungen richtig einschätzte, dann waren sie immer noch zwei Tagesmärsche von der Hütte der Fischer entfernt.

Bree konnte nur noch an eines denken: *Was mache ich, wenn Lil ernsthaft krank wird?*

Den ganzen Tag lang sagte Lil, dass es ihr gut ginge, doch im Verlauf des Nachmittags merkte Bree, dass Lil Mühe hatte, mitzuhalten.

»Wir machen eine Pause«, sagte Bree ihr. »Du musst dich ausruhen.«

»Wenn wir weitergehen ...« Lil musste mitten im Satz husten.

Bree schüttelte den Kopf. »Wir gehen erst weiter, wenn du dich besser fühlst.«

Sie legten eine weitere Teilstrecke auf felsigem Boden zurück. Hier und dort befanden sich große Felsen, manche von ihnen ragten hoch auf. Wenn sie doch nur den richtigen finden konnte ... Bree nahm Lils Bündel, zog die Rentierfell-Decke heraus und breitete sie im Schatten eines Felsens aus.

»Leg dich hin«, sagte Bree zu ihr. »Ich komme später wieder hierher zurück.«

Als Bree die passende Stelle zum ersten Mal sah, hatte sie die sich dort bietenden Möglichkeiten noch gar nicht voll erfasst. Sie hatte an eine Höhle oder an Schutz unter Bäumen gedacht. Doch dann trat sie

auf einen breiten, flachen Felsvorsprung. Nicht weit davon entfernt stürzte ein Bach über Felsen in die Tiefe. Frisches Wasser!

Und direkt unterhalb der Stelle, an der Bree stand, befand sich ein sehr breiter, relativ flacher Felsen. Bree kletterte hinunter und stellte fest, dass es sich bei dem Felsvorsprung, auf dem sie gestanden hatte, um eine überhängende Felswand handelte. Durch seine U-Form bildete er einen geschützten Raum, der den Wind an drei Seiten abhielt. Und was war mit der vierten Seite? Wenn es zu kalt werden würde, würde Bree einen Weg finden, sie vor dem Westwind zu schützen.

Der Westwind ... Bree dachte darüber nach. Wenn sich die Möglichkeit ergeben würde, würde sie ihr Gesicht in den Wind halten und von den nebligen Feldern Irlands träumen.

Und Lil wird wieder gesund werden! Bree wusste es. Sie würden weiterreisen, die Hütte der Fischer an der Küste finden und nach Irland übersetzen. Wenn sie doch nur ihre Schwester Keely vorher noch finden würde. Wie wäre es wohl nach all den Jahren, Keely wiederzusehen?

Seit ihrer Flucht von dem Wikingerschiff hatte Bree an wenig anderes als an ihr Überleben gedacht. Jetzt wagte sie es, von ihrem neuen Ziel zu träumen: wieder zu Hause bei ihrer Familie zu sein. Wie wäre es wohl, sich der Hütte ihrer Familie zu nähern? Die Tür zu öffnen und hineinzugehen? Bree konnte förmlich deren Arme um sich spüren.

Doch dann wurde ihr wieder etwas bewusst: Bis sie Mikkel nicht weit hinter sich gelassen hatte, würde sie eine Sklavin sein. Eine Sklavin, die man beschuldigte, einen Beutel mit Silbermünzen gestohlen zu haben. Und die Strafe dafür war der Tod.

Als Bree zu Lil zurückkehrte, schief die Achtjährige. Die Strickmütze war nach oben gerutscht und verdeckte so nicht länger ihr schwarzes Haar und ihre schwarzen Augenbrauen. Sie war blass und hatte Augenringe.

Brees Träume rückten plötzlich in weite Ferne. Sie konnte ihre ängstlichen Fragen nicht unterdrücken: War es richtig gewesen, Lil hierher zu bringen? Es durfte niemals sein, dass Lil ein Sklave der Wikinger wurde. Aber jetzt? Was würde mit Lil passieren? Und wann würde der Winter in diese Berge Einzug halten?

Als Lil die Augen öffnete, bemühte sich Bree, so gut es ging, mit ruhiger Stimme zu sprechen.

»Ich habe ein neues Heim für uns gefunden«, sagte sie.

Lil stolperte, als sie aufstand, und Bree wusste, dass Lil ihre Schwäche verborgen hatte.

Bree legte die Bündel ab und bot Lil ihren Arm und ihre Schulter als Stütze an. Als sie ihren neuen Unterschlupf erreicht hatten, sank Lil auf die Knie und legte sich auf den von der Sonne aufgewärmten Felsen.

Bree ging zurück und holte die Bündel. Als sie von dort wieder losgehen wollte, blickte sie nach unten. Ihre Sorge um Lil machte sie unvorsichtig. Abdrücke in der

Erde ließen erkennen, wo Lil geschlafen hatte. Andere Abdrücke ließen jemandem, der nach ihnen suchte, wiederum erkennen, dass sie die Bündel abgelegt hatten. Der Boden war weich und hinterließ eindeutige Hinweise, dass sie hier vorbeigekommen waren.

Bree fand getrocknetes Gras und glättete den Erdboden. Schnell verteilte sie gefallene Blätter und Gras auf dem Erdboden. Dann eilte sie zu Lil zurück und achtete dabei darauf, keine Fußabdrücke oder andere Spuren zu hinterlassen. Als sie ihr neues Versteck erreicht hatte, schlief Lil wieder. Während der langen Nachtstunden hustete Lil. Bree lag wach und fragte sich, was sie tun sollte.

Als es Morgen wurde, sah Lil nicht besser aus, im Gegenteil: Sie war rot im Gesicht. Als Bree Lils Stirn befühlte, wusste sie, dass das kleine Mädchen Fieber hatte. Brees Magen zog sich vor Sorge zusammen. Bree nahm den Kochtopf und holte Wasser aus dem Bach. Dann legte sie ein kühlendes Tuch auf Lils Stirn. Immer wieder während dieses Tages wechselte Bree das Tuch, um Lils Temperatur zu senken. Dazwischen fing sie Fisch und sammelte Holz. Währenddessen wuchsen ihre Sorgen immer weiter. Als Lils Husten sich rasselnd anhörte, steigerte sich ihre Sorge zu lähmender Angst.

»Das ist ungerecht!«, schrie sie zu Gott. »Ich kann noch nicht einmal meine Mutter fragen, was zu tun ist!«

Bree hatte ihrer Mutter dabei zugesehen, wie sie sich um Devin gekümmert hatte, als er einmal sehr

krank gewesen war. Aber würde sie sich an Einzelheiten erinnern können?

Erneut füllte Bree den Kochtopf mit Wasser aus dem nahe gelegenen Bach. Jetzt hatte sie keine andere Wahl, als ein Feuer zu machen. Bree baute das Feuer so nah wie möglich an dem überhängenden Felsen auf. Sie hoffte, dass Mikkel die Flammen nicht sehen würde, falls er ihnen folgte.

Als das Wasser in dem Topf warm wurde, tauchte Bree ein Tuch hinein und wrang es aus. Als sie das warme Tuch auf Lils Brust legte, öffnete die Achtjährige ihre Augen und sah auf.

Für einen Augenblick waren Lils Augen klar, und Bree fühlte sich erleichtert. Vielleicht hatte Lil das Schlimmste überstanden. Vielleicht würde sie sich jetzt wieder ganz erholen. Und als Lil sprach, schien alles wieder normal zu sein.

Doch dann fragte sie: »Überlegst du, ob es gut war, mich mitzunehmen?«

In Bree zerbrach etwas. Seit sie das Wikingerschiff verlassen hatten, war das eine Frage gewesen, die sie sich oft gestellt hatte. Und jetzt, da Lil so krank war, fühlte sie sich sogar noch stärker schuldig.

Doch Lil sagte: »Danke, dass du mich mitgenommen hast, Bree.«

Ihre Stimme war schwach, und Bree kam näher zu ihr, um sie zu verstehen.

Bei Lils zweitem Versuch verstand Bree sie: »Falls ich sterbe ...«

»Nein!«, rief Bree. »Du wirst nicht sterben!«

»Falls ich sterbe, dann denke daran, dass ich zu Hause sein werde.«

»Zu Hause? In Irland?«, flüsterte Bree erschrocken.

Lil bewegte ihren Kopf kaum, doch Bree verstand, was sie ihr mitteilen wollte.

»Zu Hause im Himmel. Denk daran, wie sehr ich Jesus liebe.«

Lils Körper wurde vom Husten geschüttelt, und sie versuchte sich aufzurichten. Bree legte die Hand auf Lils Rücken und half ihr, sich zu einer Sitzposition aufzurichten. Wieder rasselte Lils Husten in ihrer Brust. Als der Anfall vorbei war, ließ Lil sich wieder nach hinten sinken. Ihre Stimme war krächzend, und sie konnte kaum sprechen.

»Du und ich, wir wissen, dass Jesus am Kreuz für uns gestorben ist. Er wurde wie ein Sklave behandelt, als die Männer kamen, um ihn zu holen ...«

Bree versuchte zu helfen: »Und du willst kein Sklave sein.«

»Aber Jesus hat es den Soldaten gestattet, ihn mitzunehmen«, sagte Lil. »Er hätte nicht sterben müssen, und doch starb er. Er starb für dich. Und er starb für mich.«

Lil legte ihre Hand auf ihre Brust und hustete wieder.

Bree atmete tief ein. Was Lil ihr mitteilen wollte, war wichtig, aber Bree hatte so viel Angst, dass sie lieber kein weiteres Wort hören wollte. Sie wollte

nicht weiter über den Tod reden. Sie wollte, dass Lil wieder gesund wurde.

Dann verstand Bree, dass Lil nicht aufhören würde, bis sie davon überzeugt war, dass Bree verstand, was sie sagte. Als Bree versuchte, ihr zu helfen, wurde ihre Stimme sanft.

»Jesus traf die wichtigste Entscheidung, die jemals irgendjemand getroffen hat. Er starb für uns alle.«

Plötzlich entspannte sich Lil und sank wieder zurück. »Falls ich sterbe, dann denk daran, dass ich ihn gebeten habe, meine Sünden zu vergeben – und mein Erretter zu sein. Und das ist er.«

Lils Stimme klang jetzt kräftiger. Sie hob den Arm, zeigte Richtung Himmel und machte das Kreuzzeichen in der Luft über ihr.

Doch dann schloss Lil die Augen. Ihre Stimme klang wieder schwach. »Ich sehne mich nach zu Hause.«

Bree verstand das. Auch sie sehnte sich nach ihrem Zuhause, doch in ihrem Fall bedeutete das Irland.

Eine lange Zeit saß sie neben Lil und hielt ihre Hand. Als das Wasser zu kochen begann, zog der Dampf zu ihnen herüber. Der leichte Nebel hing über Lils Gesicht. Bree blieb regungslos.

Als ihre junge Freundin eingeschlafen war, betete Bree intensiver, als sie jemals in ihrem Leben gebetet hatte.



Als sich Mikkel sicher war, dass seine vier Männer weg waren, kletterte er den Berg wieder hinauf. Mittlerweile hatte er derart die Nase voll vom Klettern, dass er sich wünschte, niemals etwas von einem Mädchen namens Bree gehört zu haben.

Diese Mal nahm er einen anderen Weg. Als er die Feuerstelle sah, erkannte er, dass Bree sie benutzt haben musste, ohne ihre Fußabdrücke zu hinterlassen. Als er zu der von Felsen verborgenen Senke kam, schien das Sonnenlicht zwischen den Bäumen hindurch. Als er dort stand, musste er feststellen, dass alle Spuren entfernt worden waren, abgesehen von den Spuren, die seine Männer hinterlassen hatten.

Da lernte er etwas Neues über Bree. Sie würde keine Spuren an einem Ort hinterlassen, den sie besucht hatte. Kein Zeichen, an dem man erkennen würde, dass sie dort vorbeigekommen war. Allenfalls in den Herzen derer, denen sie begegnete, würde sie Spuren hinterlassen. Mehr als je zuvor sorgte Mikkel sich um sie. Was sollte er nur tun?

Irgendwie musste er Bree und Lil aufspüren. Hierzu musste er all sein Wissen über die Jagd auf Rentiere, Hasen und Füchse einsetzen. Bis jetzt hatten die Mädchen keinen einzigen Fußabdruck hinterlassen. Selbst im Umfeld des Baches waren ihre

Fußspuren nicht zu finden. Und was war mit der Feuerstelle? Da gab es nur Fußabdrücke anderer Leute – nach der Schuhgröße zu urteilen, waren das offensichtlich Männer gewesen. Aber es gab keine Fußabdrücke, die zu zwei Mädchen passen würden.

Bree hatte sich das alles nicht nur selbst beigebracht, sondern auch Lil. Außerdem hatte er gesehen, wie Bree seinen Beutel mit Münzen weggetragen hatte. Und er hatte gedacht, dass sie eine Unmenge an Fisch gegessen hatte. Doch würde sie weiterhin diese Tarnung benutzen? Mikkel hatte keine Möglichkeit, das herauszufinden.

Und Lil? Er konnte nur vermuten, dass sie bei Bree sein würde. Verärgert, da er sich einer scheinbar unlösbaren Aufgabe gegenüber sah, ging Mikkel los. An einer Stelle, an der man zwischen Birken hindurchsehen konnte, blickte er hinunter auf das Tal.

Als die Sonne über den Bergen im Osten schien, beleuchteten ihre goldenen Strahlen weitere Gipfel. Weit darunter funkelte das Wasser wie ein Juwel. Mikkel war froh, wieder in Norwegen sein. Aber er hatte auch Angst. Oder war es ein Gefühl der Warnung? Egal – er musste der Erste sein, der Bree fand.

Mikkel setzte sich an den Berghang und musterte das Land vor ihm. Sein Blick wanderte von Berg zu Berg, die steilen Hänge hinauf und hinunter. Er suchte irgendein Zeichen menschlichen Lebens.

Doch ausgehend von seinen jüngsten Erkenntnissen über Bree konnte er ausschließen, dass sie und Lil während des Tages irgendwo zu sehen waren. Wohin würden sie gehen? Wieder spürte Mikkel das Gefühl der Warnung. Wie viel Zeit blieb ihm? Wie wussten Gunnar und Alf, wo sie suchen mussten, wenn er es nicht wusste? Das machte Mikkel Angst.

Bei der kleinen Siedlung Holmen hatte man sein Schiff, den *Seevogel*, auf den Strand gezogen. Jenseits davon befand sich die Passage durch die westlichen Inseln zum Nordmeer. Am anderen Ende des Hafens befand sich eine riesige kreisrunde Wasserfläche vor dem Königshof Alrekstad.

In diesem Augenblick wurde Mikkel etwas klar: Bree hatte von Anfang an geplant, diesen Ort zu verlassen. Deshalb die vielen Fische, die sie geangelt hatte. Sie hatte einen nach dem anderen aus dem Wasser gezogen. Was sollten zwei Mädchen denn mit so viel Fisch?

Jetzt, da er Brees Fähigkeiten nicht länger unterschätzte, stellte er eine Vermutung an. Bree wusste nicht, dass die Luft in dieser Zeit des Jahres zu feucht war, um Fisch zu trocknen. Sie würde planen, mit einer Tasche voll getrocknetem Fisch die Berge zu überqueren. Und wenn sie irgendwie von einem Ort erfahren sollte, an den sie gehen konnte ...

Mikkel dachte darüber nach und kam zu dem Schluss, dass es zwei naheliegende Möglichkeiten gab. Wenn Bree hier gewesen war, dann hatte auch

sie auf den Hafen hinuntergesehen. Das Wasser dort unten würde sie daran hindern, zu den Bergen auf der anderen Seite zu gelangen. Sie würde den Königshof umrunden müssen.

Würde sie dieses Risiko eingehen? Mikkell bezweifelte das. Plötzlich lachte Mikkell laut auf. Zum ersten Mal glaubte er zu verstehen, wie Bree dachte. Sie würde die zweite und einfachste Möglichkeit wählen. Mikkell wandte sich dem Berg zu, auf dem er stand, und fing an zu klettern. Bald schon merkte er, dass es nicht ganz so einfach war, Bree und Lil zu folgen, wie er gedacht hatte. Wieder einmal entdeckte er keine Fährte. Keine zerdrückten Zweige, keine Reste eines Feuers. Wieder einmal hatte Bree ihn an der Nase herumgeführt.

Er war zwar überzeugt davon, auf dem richtigen Weg zu sein. Doch wenn das so war, wo war Bree dann? Im Laufe des Nachmittags des zweiten Tages war Mikkell bereit aufzugeben. Er kehrte um und machte sich wieder auf den Weg zu der Senke hinter den Felsen, wo Bree und Lil sich versteckt hatten. Er war nun wütend wegen all der Zeit, die er verschwendet hatte. Daher achtete er auch kaum darauf, wo er hintrat.

Plötzlich trat er auf matschigen Boden. Und da sah er auch die Fußspuren. Erst der linke Fuß, dann der rechte. Fußspuren, wie sie der Größe nach Brees sein könnten. Doch damit endete die Spur auch schon wieder. Mikkell starrte auf die Abdrücke und suchte dann nach einem Felsen. Tatsächlich, da war einer.

Ein Felsen, der gerade weit genug entfernt war, dass Bree hätte darauftreten können. In dieser Richtung gab es noch mehr felsigen Grund.

Mikkel grinste. *Bree hat einen Fehler gemacht. Ich werde sie doch noch finden!*

Er hatte allerdings nur einen Anhaltspunkt: Die Richtung, in die ihre Füße zeigten, bevor sie gemerkt hatte, dass sie auf weichen Untergrund getreten war. Mikkel ging weiter in diese Richtung, umging dabei aber den matschigen Bereich. Nachdem er ein Stück gegangen war, sah er sich nach einem geeigneten Rastplatz um. Bald schon würde ihn die Dunkelheit umgeben und er könnte in eine gefährliche Felspalte stürzen. Am nächsten Morgen würde er dann aufholen und die beiden irischen Mädchen zum Schiff zurückbringen.

Zum *Seevogel*. *Seinem Schiff*.

Trotz Brees Flucht war Mikkel immer noch stolz auf all das, was er erreicht hatte, und auf die Reichtümer, die er nach Hause bringen würde. Doch dann verdunkelten sich seine Gedanken. So als wenn er tatsächlich vor ihm stände, sah Mikkel seinen Vater Sigurd, den mächtigen Häuptling des Aurlandsfjord. Er hatte ein markantes Gesicht, ein kantiges Kinn und ernst dreinblickende, tiefblaue Augen, die Mikkel Furcht einflößten.

Als jüngster Sohn der Familie würde Mikkel kein Land erben. Und doch liebte Mikkel das Meer genauso wie das Land. Als sein Vater gesagt hatte, dass er ihm ein Schiff bauen würde, hatte Mikkel

nur noch den Wunsch, erfolgreich zu sein. Wenn die Investition seines Vaters sich durch Mikkels Erfolge gelohnt haben würde, dann konnte er damit das Schiff bezahlen. Weitere erfolgreiche Reisen – sprich: weitere Beutezüge, um die Reichtümer anderer Länder an sich zu bringen – würden Mikkel berühmt machen.

Als die Abenddämmerung ihn umfing, sah Mikkel zum Horizont und lächelte. Er würde nicht zulassen, dass irgendetwas seine Pläne durchkreuzte. Eines Tages würden diese Pläne ihn zu Orten weit jenseits des Nordmeers führen – noch weit jenseits des Atlantischen Ozeans. *Ja, ich werde ein reicher Mann sein ...*

Im nachlassenden Licht sah Mikkel plötzlich etwas. In der Ferne schien ein Feuer zu brennen. Als dessen Schein flackerte und dann fast nicht mehr zu sehen war, fragte er sich, ob er langsam schon Dinge sah, die gar nicht da waren.

Mikkel ging in die Richtung, in der er den Feuerschein gesehen hatte. Die Feuerstelle befand sich unterhalb eines überhängenden Felsens, der das Feuer größtenteils verbarg, wenn man aus Mikkels Richtung kam. Mikkel sah sich um und überlegte, wie er sich am besten nähern konnte. Geräuschlos kroch er näher heran. Was er sah, ließ ihn schlagartig innehalten. Dort war der alte Mann, diesmal ohne Augenklappe. Er trug immer noch die schmutzigen Klamotten und den breitkrepfigen Hut, der fast sein gesamtes Haar bedeckte. Doch es waren Brees

kleine, saubere Hände, die sie verrietten. Selbst auf dem Schiff hatte sie es irgendwie geschafft, sauber auszusehen.

Leise setzte sich Mikkel hin, sein Rücken lehnte an einem großen Stein. Nach seiner langen Suche sollte er eigentlich froh sein, Bree gefunden zu haben. Stattdessen tat es ihm leid, dass sie verloren hatte. Ärgerlich über sich selbst verwarf Mikkel den Gedanken. Plötzlich fiel es ihm auf: Wo war Lil? Decken lagen in der Nähe der Felswand, vor dem Wind geschützt. War Lil in ihnen eingewickelt? Zu dieser Zeit am Abend sollte sie eigentlich noch nicht schlafen.

Stimmte etwas nicht? Eine Zeit lang beobachtete Mikkel, was geschah. Was auch immer Bree mit seinem Beutel Münzen getan hatte – sie trug ihn jedenfalls nicht länger um die Hüfte. Zumindest sah sie nun viel schlanker aus. Bree griff Lil unter die Arme und half ihr, aus einem Kochtopf zu trinken.

Dann ging Bree zu dem nahe gelegenen Bach, tauchte Tücher in das kalte Wasser und wrang sie aus. Dann füllte sie den Topf mit Wasser, brachte ihn zurück zu ihrem Lager und stellte ihn auf das Feuer.

Den ganzen Abend lang beobachtete Mikkel, wie Bree sich um Lil kümmerte. Bald schon erkannte er, dass wirklich etwas nicht stimmte. Bree kniete auf dem Boden und weinte herzzerreißend. Zum ersten Mal kamen Mikkel Zweifel. Könnte jemand, der sich so liebevoll um ein kleines Mädchen kümmerte, wirklich einen Beutel mit Münzen stehlen? Aber wer sollte es denn sonst gewesen sein? Die Wikinger hat-

ten alle anderen Iren und ihren Besitz durchsucht. Wenn nicht Bree – wer dann? Vielleicht Gunnar? Aber Gunnar kannte die Strafe für Diebstahl.

Während Mikkel zusah, nahm Bree ihren alten Hut ab und blickte nach oben. In diesem Augenblick hörte sie auf zu weinen, und ihr Gesicht begann zu leuchten. Der Schein des Feuers verblasste im Vergleich zu dem Licht, das Bree umgab.

Da fiel Mikkel auf seine Knie. Was auch immer dieses Licht war – es musste mit Brees Gott zu tun haben.

Schatten im Nebel



Ir-
gends-
wann nach Einbruch der Dunkelheit tauchte Bree das Tuch in warmes Wasser, wrang es aus und legte es auf Lils Brust. Bree schob Lils Haare zur Seite und befühlte ihre Stirn. Ihre Haut war kühl.

Voller Panik beugte sich Bree über sie, um Lils Atmung zu überprüfen. Lil atmete ruhig und gleichmäßig, das Rasseln in ihrer Brust war verschwunden. Und auch ihre Temperatur war wieder normal!

Bree fiel auf die Knie. *Sie wird wieder gesund werden!* Sie würde es am liebsten in alle Welt hinaus-schreien: *Lil wird wieder gesund werden!*

Doch dann fing Bree an zu weinen. Sie war so erleichtert, dass sie nicht anders konnte, als zu schluchzen, bis es nicht mehr ging. Als sie sich schließlich wieder aufgerichtet hatte, legte sie ihre Hand erneut auf Lils Stirn. Auch jetzt noch konnte sie es kaum fassen, dass ihr Fieber tatsächlich verschwunden war.

Während Lil weiterschlieft, rückte Bree näher an das Feuer. Hier wollte sie allein mit Gott sein, konnte sich aber trotzdem noch um ihre Freundin kümmern. Als Erstes empfand sie tiefen Dank. Er strömte aus ihr wie ein wilder Wasserfall, sie konnte Gott nicht genug danken. Stunden- und tagelang hatte die Angst sie umklammert. Jetzt spülte ihr Dank und ihr Lob an Gott alle ihre Sorgen weg. In der Stille der

Nacht um sie her wartete Bree und achtete darauf, ob sie etwas hörte.

Nicht weit entfernt floss das Wasser des Baches über Felsen. Eine sanfte Brise bewegte die Kiefern hin und her. Bree empfand Frieden. Sie schloss die Augen und wartete.

Dann hörte sie es. *Briana*.

Bree schreckte hoch.

Briana.

Wollte Lil etwas von ihr? Aber sie nannte sie eigentlich immer *Bree*.

Briana, sagte die Stimme wieder.

Nur ihre Eltern und Bruder Cronan nannten sie Briana.

Als Bree ihre Augen öffnete, war sie von einem weißen Licht umgeben. Ein Licht? War der Mond hinter den Wolken hervorgekommen? Doch dann erkannte Bree, dass der Mond niemals so hell sein konnte. Sie sank wieder auf ihre Knie und sah nach oben. Aus der Mitte des Lichts nahm sie eine Stimme wahr. Oder war es vielmehr ein Bibelvers, den sie vor lange Zeit einmal gelernt hatte?

Ich habe dich zum Licht der Nationen gesetzt (Apostelgeschichte 13,47).

Das Licht und mit ihm das Gefühl des Friedens blieb noch einen Augenblick länger auf ihr. Als das Licht langsam verblasste, hörte Bree die Worte immer noch in sich.

Zum Licht der Nationen? Was sollte das bedeuten? Eine lange Zeit kniete Bree an dieser Stelle und

betete. Schließlich wurde ihr klar: Was auch immer es bedeutete – Gott würde es ihr in der Zeit, die vor ihr lag, zeigen.



Am nächsten Morgen wachte Bree auf, und die Welt um sie herum war milchig-weiß geworden. Während der Nacht war eine dicke Nebelwand vom Meer her heraufgezogen. Wie eine feuchte Decke hing sie in der Luft und verschloss die Welt um sie herum. Doch Bree dachte immer noch über die Worte nach, die sie in der Nacht zuvor gehört hatte:

Ich habe dich zum Licht der Nationen gesetzt.

»Danke, Herr«, flüsterte Bree. Sie hatte keinen Zweifel daran, dass diese Worte Gottes Versprechen an sie waren.

In der vergangenen Nacht hatte Bree nicht verstanden, was das bedeuten sollte. Doch auch an diesem Morgen war sie sich nicht sicher. Sie fing an, über die mögliche Bedeutung dieser Worte nachzudenken. Seit ihrer Flucht hatte Gott ihr und Lil auf unzählige Arten und Weisen geholfen. Das bedeutete sicherlich, dass sie die Freiheit erlangen würden, nach der sie sich sehnten.

Bald schon war Bree sich sicher, dass sie wusste, was Gott mit ihr vorhatte. Denn wie sollte sie ein »Licht der Nationen« werden, wenn ihre Flucht nicht erfolgreich war?

Als Bree darüber nachdachte, füllte sich ihr Herz mit Hoffnung. Sie und Lil würden sich ihren Weg

zurück nach Irland verdienen. Sobald Lil wieder zu Kräften gekommen war, würden sie sich wieder auf den Weg machen. Egal, wie lange es auch dauern würde: Sie würden die Hütte am Meer finden. Und der Fischer würde sie dann nach Irland bringen.

Voller Tatendrang streckte Bree die Hand aus, um Lils Stirn zu berühren. Das jüngere Mädchen fühlte sich immer noch kühl an. Sie atmete frei und gut. Doch selbst hier unter der Felswand fühlte sich die Luft feucht und kalt an.

Im Laufe der Nacht war das Feuer heruntergebrannt. Bree sprang auf, schlüpfte in ihre Schuhe und ging los, um Holz zu finden. Das Windbruchholz in der Nähe hatte sie zwar bereits eingesammelt. Aber als Lils Zustand sich verschlechtert hatte, wollte Bree sie lieber nicht allein lassen. Doch jetzt hatte sie keine andere Wahl. Bald schon würde das eingesammelte Holz aufgebraucht sein.

Als Bree zwischen den Felsen herunterkletterte, die sich neben ihrem Lager befanden, ließ sie die ihr vertraute Umgebung hinter sich. Trotz des dichten Nebels ging sie zügig voran und hielt bei jedem Schritt die Augen nach Ästen auf dem Boden offen.

Anfangs konnte Bree noch weit genug sehen, um zu erkennen, wohin sie ging. Dann wurde der Nebel so dicht, dass er sich anfühlte, wie wenn man sie in eine kalte Decke eingewickelt hätte. Bald schon fiel ihre Sichtweite auf Armeslänge. Schon seit sie ein kleines Mädchen war, wusste sie um die Gefahren, die von Nebel ausgingen. In den Wicklow Moun-

tains setzte sie sich bei Nebel immer an Ort und Stelle hin und wartete, bis Sonne und Wind die Sicht wieder frei machten.

Doch jetzt dachte Bree an Lil. Was würde sie denken, wenn sie aufwachte und feststellen musste, dass Bree weg war? Plötzlich wurde Bree klar, dass es wichtiger war, zurückzugehen, als Holz zu finden. Sie drehte sich um, kletterte über einen Felsen und versuchte sich zu beeilen. Stattdessen rutschte sie auf Moos aus. Beim Fallen fing sie an zu rutschen. Glücklicherweise hielt ein großer Fels sie auf.

Die unsanfte Landung tat weh, doch Bree raffte sich auf und ging weiter. Jetzt war sie allerdings etwas verwirrt. Durch den Nebel wirkte das Sonnenlicht unheimlich. Bree konnte sich nicht anhand der Umgebung orientieren und wusste nicht, in welche Richtung sie gehen musste. Woher war sie gekommen? Wohin ging sie gerade? Klar war nur, dass die Welt gerade seltsam verlassen schien.

Plötzlich hörte sie ein Geräusch. War da noch jemand bei ihr? War Lil aufgestanden und hatte angefangen herumzugehen? Bree hielt inne, starrte in den Nebel und versuchte etwas zu hören. Was war das? In der feuchten Luft klang alles anders als sonst. Die Welt schien hohl.

Wer ist da?, fragte sie sich. Jemand, den ich nicht sehen kann? Noch als Bree überlegte, was sie tun sollte, trat ein Schatten in die Nebelwand vor ihr. Der Schatten stand regungslos dort. Milchiges Licht fiel auf vom Wind zerzaustes, blondes Haar. Der



Schatten verwandelte sich in eine Person mit starken Schultern und Armen. Der Großgewachsene stand ihr breitbeinig und mit erhobenem Kopf genau im Weg.

Bree drehte sich blitzartig um, um wegzulaufen. Doch plötzlich packte eine Hand sie am Arm und hielt sie fest. In diesem Augenblick sah Bree, wie der Untergrund steil abfiel. Einen guten halben Meter jenseits von dort, wo sie stand, war ein Abgrund, der so tief war, dass der Nebel den tiefsten Punkt verbarg.

Brees Herz klopfte. Fast wäre sie von einem Felsen senkrecht in die Tiefe gestürzt. Wie tief wäre sie gefallen? Über hundert Meter? Bree wusste es nicht.

Als sie sich zu Mikkel umdrehte, ließ er ihren Arm los, doch sein Gesicht war voller Zorn. Er hatte diesen Ort sorgfältig ausgewählt. Wie er hierhergekommen war, war Bree unerklärlich. Wie er es geschafft hatte, sie zu umgehen und dann zu überholen, entzog sich völlig ihrem Verständnis. Sie konnte nur feststellen, dass er jedenfalls hier war und wartete – und dass er sie nicht vorbeilassen würde.

Dann begriff Bree. *Mikkel hat mich davor bewahrt, ins Nichts zu stürzen.*

Bree starrte ihn an, unfähig zu sprechen. Tränen ließen ihre Sicht verschwimmen. So sehr sie auch ihre Gefühle verbergen wollte – es war unmöglich!

Mikkels Gesichtsausdruck verfinsterte sich. Selbst in diesem seltsamen Licht konnte Bree den Ausdruck in seinen Augen sehen. Einen Augenblick lang fragte

sie sich, ob er sie, nachdem er sie nun gefunden hatte, tatsächlich wieder zurückhaben wollte. Dann kam sie zu dem Schluss, dass ihre Hoffnung nicht besonders realistisch war.

Mikkel ging es ähnlich. Er schluckte, bevor er sprach. Er räusperte sich und fragte dann: »Muss ich dir die Hände fesseln?«

Da sie zu einer Antwort nicht in der Lage war, schüttelte Bree nur den Kopf.

Mikkels Gesichtsausdruck wurde hart: »Wo sind meine Silbermünzen?«

»Deine Münzen?« Mikkels verschwundene Münzen waren wahrscheinlich das Unwichtigste, woran sie im Moment denken konnte. Wenigstens wies Mikkel sie nicht darauf hin, dass er ihr Leben gerettet hatte.

»Was hast du damit gemacht?«, fragte er.

»Ich habe deine Münzen nicht!«

»Du hast sie in der Nacht, in der du verschwunden bist, vom Schiff gestohlen.«

»Nein, das habe ich nicht. Ich habe deinen Beutel mit Münzen nie gesehen.«

»Wer sonst sollte sie denn genommen haben? Wir haben die anderen Gefangenen und all ihre Habe durchsucht.«

Bree seufzte. Wie konnte sie Mikkel nur davon überzeugen, dass sie nicht schuldig war? Bree hatte keine Ahnung. Stattdessen sagte sie: »Lil war sehr krank. Ich muss zurück zu ihr. Ich muss Holz finden.«

Doch dann wurde Bree klar, dass sich das Holz-sammeln zwischenzeitlich erübrigt hatte. Als sie losgingen, erkannte Bree, dass sie in dem Nebel in die völlig falsche Richtung gegangen war. Als sie den Unterschlupf erreichten, war Lil wach. Sie war in ihre Decke eingekuschelt und sah mit freudiger Erwartung zu Bree auf.

»Es geht mir besser«, sagte sie. »Ich bin fast wieder ganz gesund!«

Im nächsten Augenblick trat Mikkell heran. Lil fing an zu weinen. Bree nahm das jüngere Mädchen in die Arme, doch Lil konnte nicht aufhören zu schluchzen. Schließlich atmete sie tief und zitternd ein.

»Oh Bree, das ist alles meine Schuld! Wenn ich nicht krank geworden wäre, wärest du entkommen.« Lil war nicht zu beruhigen.

Bree schaute zu Mikkell auf. »Bitte«, sagte sie. »Geh einfach weg. Tu so, als ob du uns nie gefunden hättest.«

»Nein.« Er spuckte das Wort förmlich aus.

»Segle weiter nach Hause. Lass uns hier zurück.«

»Nein«, sagte Mikkell wieder.

»Wir könnten hier bleiben, bis Lil wieder in der Lage ist zu gehen. Niemand würde davon erfahren.«

»Nein«, sagte Mikkell zum dritten Mal, nun mit einem stechenden Blick und einem erbarmungslosen Gesichtsausdruck. »Meine Mutter braucht eine Sklavin. Und diese Sklavin bist du.«

»Lil ist zu schwach zum Gehen«, sagte sie ihm.

»Wir werden sie tragen. Und du wirst mir zeigen, wo du meine Münzen versteckt hast.«

Mikkel suchte zwei lange Äste und benutzte sie, um aus Lils Decke eine Trage zu machen. Dann halfen er und Bree Lil den steilen Hang hinab, der außerhalb des Verstecks war.

Als sie bereit waren aufzubrechen, hatte sich der Nebel so sehr gelichtet, dass nur noch ein schwacher Dunst zurückgeblieben war. Mikkel und Bree trugen Lils Trage – Mikkel vorne und Bree hinten. Oft sah Bree nach unten und beobachtete Lils Gesichtsausdruck. Mehr als einmal atmete die Achtjährige zitternd und schluchzend ein und fing wieder an zu weinen.

Wir waren so nah dran, dachte Bree. Aber wir haben den Sieg nicht errungen.

Das Schlimmste dabei war, dass das kein Wettbewerb war, wie wenn Dev mit seinen Freunden um die Wette lief. Hier ging es um ihr Leben, und sie hatten verloren. Bei jedem Schritt versuchte Bree einen bestimmten Gedanken zu verdrängen: *Lil hat recht. Hätte ich sie nicht mitgenommen, dann wäre ich entkommen.*

Jedes Mal, wenn Bree darüber nachdachte, wurde sie ärgerlicher. Doch während sie gingen, blickte Bree hinunter auf Lil. Die Achtjährige hatte ihre Decke gerade weit genug zur Seite geschlagen, dass Bree ihre Botschaft sehen konnte: Sie hatte ihre Arme vor der Brust gekreuzt.

»Mut zum Sieg«, flüsterte Lil, als Bree die Trage absetzte.

»Mut zum Sieg, Lil«, flüsterte Bree zurück. »Jesus ist der Retter, der Herr und der König.«

»Und ein Freund.« Das erste Mal, seit Mikkell die Mädchen gefunden hatte, leuchtete der Glaube in Lils Augen.

Zum ersten Mal, seit Mikkell aufgetaucht war, konnte Bree der Rückkehr auf das Schiff einen positiven Aspekt abgewinnen: Sie würde ihre Freundin Nola, die freundliche Irin, wiedersehen. Mikkell nahm einen anderen Weg als den, den Bree und Lil genommen hatten. Als der Berghang zu steil wurde, um weiterhin die Trage zu benutzen, setzte er sie ab und kniete sich neben Lil auf den Boden.

»Ich werde dich tragen müssen«, erklärte er, und Bree war überrascht von der Wärme in seiner Stimme. »Ich werde dich über meine Schulter legen, sodass ich eine Hand frei habe. Aber ich werde versuchen, so gut es geht auf dich achtzugeben.«

Als Mikkell Lil anhob, konnte Bree seine Augen sehen. Wenn sie es nicht besser wüsste, würde sie annehmen, dass ihm leidtat, was Lil widerfahren war. Schon einmal zuvor hatte Bree einen kurzen Eindruck von Mikkells Freundlichkeit bekommen können. Wann auch immer sie zutage trat, versuchte er sie schnell zu verbergen. Vielleicht war er gar nicht so hartherzig, wie Bree gedacht hatte. Wäre es möglich, dass Mikkell nachvollziehen konnte, was er all den Iren angetan hatte, die er gefangen genommen hatte?

Auf ihrem Weg zurück zum Schiff blieb Mikkell bei der Senke hinter den Felsen stehen, wo Bree und

Lil sich versteckt hatten. Von dort aus führte er sie zu dem Bach und dann zu der Feuerstelle.

»Du hast jeden dieser Orte gefunden?« Bree war überrascht. »Du wusstest, wo wir waren?«

»Ich wusste, was ihr brauchtet. Also suchte ich nach Wasser und nach einem Ort, an dem man gut ein Feuer machen konnte. Aber eure Fußabdrücke habe ich nicht gefunden. Nur große Abdrücke, wie von einem Männerfuß.«

An jedem dieser Orte fragte er: »Wo hast du die Münzen versteckt?«

Und jedes Mal sagte Bree ihm: »Ich habe deinen Beutel mit Münzen nicht gesehen.«

Doch jetzt war sie an der Reihe, Fragen zu stellen: »Dann sag mir doch mal bitte eines: Hast du diese Münzen durch Handel erhalten?«

»Nicht direkt.«

Bree starrte ihn an. »Nicht direkt?«

»In dem Beutel befinden sich noch drei kleinere. Manche der Münzen habe ich durch Handel verdient, und manche habe ich gefunden.«

Bree konnte sich schon denken, was das bedeutete. »Ich werde also beschuldigt, deine Münzen gestohlen zu haben – Münzen, die du selbst durch Diebstahl an dich gebracht hast?«

Ein breites Grinsen erhellte Mikkels vom Wind gerötetes Gesicht. »So sieht es aus! Sei also ein artiges Mädchen und hol sie für mich.«

Bree konnte nicht glauben, was sie da hörte. »Du weißt schon, was ein Gewissen ist, oder? Wie kannst

du von mir erwarten, dass ich dir etwas suchen helfe, dass du von Iren gestohlen hast?«

Mikkels Grinsen erstarb. »Du hast keine Wahl. Jeder denkt, dass du schuldig bist. Wenn dir dein Leben lieb ist, dann gibst du mir die Münzen.«

Brees Magen zog sich zusammen. Da war er wieder, der stolze junge Mann. Mikkels Freundlichkeit gegenüber Lil schien ein längst vergangener Traum zu sein.

»Na schön ...«, sagte Bree langsam. »In der letzten Nacht, in der ich hier war, sah ich etwas – ich weiß aber nicht, was es war oder was es bedeutet.«

Bree führte Mikkel den Berghang hinunter bis zu dem großen Felsen, den sie sich als Landschaftsmerkmal gemerkt hatte. Als sie unter gefallenem Blättern grub, fand sie zwar keinen Stock, aber der kleinere Stein lag in der Nähe. Bree setzte ihn an die richtige Stelle, nahm einen der Äste von Lils Trage und positionierte auch ihn entsprechend.

»Ich bin nicht stark genug, um den Felsen anzuheben«, sagte sie.

»Versuch es!«, antwortete Mikkel.

Bree drückte mit ihrem ganzen Gewicht nach unten, doch der große Fels bewegte sich keinen Zentimeter. Als Mikkel es versuchte, bewegte er sich ganz leicht.

»Schauen wir mal, ob ein Hohlraum darunter ist«, sagte Bree. »Vielleicht sind da deine Münzen drin.«

Nun war dort zwar ein Hohlraum, doch darin befand sich nichts. Was auch immer sich dort befunden hatte, war nicht mehr dort.

»Das sind also die Münzen, von denen du gesprochen hast«, spottete Mikkel.

Bree wich zurück. »Ich sagte dir doch: Ich habe sie nicht genommen.«

»Aber den Beutel mit Münzen, den hast du doch gesehen, oder?«

Bree schüttelte den Kopf. »Alles, was ich gesehen habe, war ein Umriss, der sich dunkel gegen das Dämmerlicht außerhalb der Bäume abhob.«

»Und wo hast du die Münzen danach hingetan?«

Bree konnte kaum sprechen, so wütend war sie. »Du glaubst mir kein Wort, oder?«

Doch dann verstand sie. Selbst wenn sie die Münzen fand und sie Mikkel übergab, würde es so aussehen, als ob sie sie gestohlen hätte. Egal, was sie tat – sie würde als schuldig dastehen.

Mit geschlossenen Augen lag Lil auf ihrer Trage – wie ein Vogel in einem Nest aus Decken. Allein schon bei ihrem Anblick kamen Bree fast die Tränen. Was stand ihnen bevor, wenn Bree nicht beweisen konnte, dass sie unschuldig waren?

Sie machte einen weiteren Versuch. »Du hast alle Iren durchsucht. Hast du denn auch die Wikinger durchsucht?«

»Du willst meine eigenen Männer verdächtigen? Sie sind meine Nachbarn, meine Verwandten, meine Freunde. Wir bestehlen einander nicht.«

»Nein?«

»Natürlich nicht! Das würde gegen unsere Gesetze verstoßen. Die meisten der Männer kenne ich schon mein ganzes Leben lang.«

»Und ihr kommt alle aus demselben Teil von Norwegen?«

Mikkel dachte für einen Augenblick nach. »Gunnar nicht. Er ist neu in unserer Gegend.«

Mikkel sprach langsam, so als ob er sich auch schon gefragt hatte, ob Gunnar es gewesen sein konnte.

»Er hat von Anfang an vermutet, dass du die Münzen gestohlen hast.«

Mehr als einmal war es Bree unwohl gewesen, als sie Gunnars erbarmungslosen Gesichtsausdruck gesehen hatte. Jetzt schien die Sorge sie fast zu überwältigen.

War Gunnar der echte Dieb? Will er den Diebstahl mir in die Schuhe schieben?



Eine Entscheidung für die Ewigkeit

Von dort aus, wo Bree stand – neben dem großen Felsen – konnte sie Mikkels Schiff sehen. Eine ziemlich steile Strecke lag nun vor ihnen. Mikkel trug Lil über seiner Schulter, während Bree die Äste und die Bündel trug.

Beim nächsten Mal, als sie anhielten, fragte sie: »Mikkel, wie hast du uns gefunden?«

»Ich habe gebetet.«

Bree starrte ihn an. »Du hast gebetet?« Sie konnte es nicht glauben.

»Ich wusste, dass ich dich finden musste. Du kennst deine Berge, aber nicht unsere.«

»Aber zu wem hast du denn gebetet?«

»Zuerst zu meinen Göttern. Von dort habe ich keine Antwort bekommen. Dann habe ich es mit deinem Gott versucht.«

»Du hast zu *meinem* Gott gebetet?«

Mikkel grinste. »Du scheinst ihm nicht gleichgültig zu sein.«

Bree wich zurück. Sie fand den Gedanken befremdlich, dass Gott ihrem Feind half. Auf welcher Seite stand Gott denn bitte?

»Ich verstehe nicht.«

»Ich habe überall gesucht. Ich dachte, dass meine Götter vielleicht nicht wollen, dass du hier bist. Als

ich es mit deinem Gott versuchte, zeigte er mir, wo du bist.«

»Und so hast du mich gefunden?«

»Ich bin es anders angegangen. Ich sagte ihm, dass du Hilfe bräuchtest.«

Mikkel hätte nichts sagen können, was Bree mehr aufgeregt hätte.

»Mein Gott hat deine Gebete erhört, obwohl du gar nicht an ihn glaubst?«

»Ganz genau!« Mikkel war jetzt stolz auf sich. »Er hat das Richtige getan, findest du nicht? Du hattest Hilfe nötig.«

Doch Bree fühlte sich betrogen. Betrogen und wütend. Als sie wieder weitergingen, rief sie in Gedanken zu Gott: *Wie kannst du mich an den Feind verraten? Du bist doch mein Gott!*

Ich bin auch Mikkels Gott.

Mikkels Gott?

Er weiß es nur noch nicht.

Plötzlich fing Bree an zu kichern. Dann lachte sie laut los.

Mikkel drehte sich um. »Gib't was zu lachen?«, fragte er, so als ob sie den Verstand verloren hätte.

Bree nickte.

»Und warum erzählst du es mir dann nicht?«

Bree schüttelte den Kopf. »Du würdest es nicht verstehen.«

Peinlich berührt konnte sie nicht verhindern, dass ihr Tränen in die Augen schossen. Mikkel war

die Situation offenbar ebenfalls peinlich, weshalb er nach vorne sah und weiterging.

Mit jedem Schritt, den Bree ging, wuchs ihr Widerwille, auf das Schiff zurückzukehren. Sie und Lil hätten es um ein Haar geschafft. Fast wäre ihre Flucht geglückt. Wie konnte Gott sie und Lil nur so weit kommen lassen, um dann zuzulassen, dass sie gefangen genommen wurden? Mehr noch: Wie konnte er Mikkell nur helfen, sie zu fangen?

Gott!, rief sie in Gedanken. *Wie kannst du Lil und mir das antun?* So, wie ein Rad sich immer im Kreis dreht, so drehten sich Brees Gedanken nur noch um eines: Gott hatte ihre Gebete nicht so beantwortet, wie sie das wollte. Schlimmer noch: Sie fragte sich bereits, ob er auf dem Berg wirklich zu ihr gesprochen hatte.

Tief in ihrem Innern fing sie an zu schluchzen. In ihrem ganzen Leben war sie nie so wütend gewesen. Nie war sie so verzweifelt gewesen. Aus ihrem tiefstem Herzen kam ein Gebet: *Wenn du wirklich da bist ... Wenn dir wirklich etwas an mir liegt ... Wenn du mich wirklich gerufen hast, ein Licht für die Nationen zu sein – kannst du mir das dann aus dem Mund von jemand anderem sagen?*

Als der Untergrund wieder eben wurde, ließ Mikkell Lil wieder auf der Trage liegen. Als sie aus den Bäumen neben den Wikingerhäusern auf die freie Fläche heraustraten, blickte Bree in die Richtung, in die sie gingen. Mikkels Schiff, der *Seevogel*, lag dort, auf den Strand hinaufgezogen. In der Nähe standen

die Zelte, die die Wikinger errichtet hatten, während sie verschwunden gewesen war. Nicht weit davon entfernt saßen Männer, Frauen und Kinder um ein Feuer und nahmen ihr Abendessen ein.

Brees Magen knurrte vor Hunger. In diesem Augenblick drehte sich ein Mann am Feuer um, blickte zu Mikkel und sprach dann zu den anderen. Die Neuigkeiten verbreiteten sich schnell unter den Anwesenden. An einer Stelle, an der genügend Platz war, setzte Mikkel die Trage ab. Als er zum Feuer hinüberging, versammelten sich Wikinger um ihn und stellten ihm Fragen. Besorgte irische Gefangene versammelten sich um Bree.

»Lil ist schwach«, sagte Bree schnell. »Sie war sehr krank. Bitte helft mir, sie zu pflegen.«

Dann wandte sich Mikkel um und sah Bree an. In der vom Meer kommenden Brise sah sein blondes Haar so zerzaust aus wie immer. Die Freundlichkeit, die er Lil gegenüber gezeigt hatte, schien wie etwas, was nie existiert hatte.

Bree nahm Haltung an und hob das Kinn. So als wenn ihr Bruder Dev neben ihr stehen würde, gedachte sie dessen Worte:

»Mut zum Sieg, Bree. Mut zum Sieg.« Sie brauchte diesen Mut jetzt. Über die Distanz hinweg, in der sie voneinander entfernt standen, sah Bree Mikkel in die Augen. Und sie blinzelte nicht.

Mikkel wartete, bis auch der Letzte schwieg. Als er anfang zu sprechen, waren seine Worte kalt und hart, als ob er sie gegen den Wind werfen würde.

»Bree sagt, dass sie meine Silbermünzen nicht hat.«

Die Wikinger murmelten untereinander. Bree konnte sich schon denken, was da geredet wurde. Wer außer Bree sollte denn sonst der Dieb sein?

Als sich zornige Augen auf sie richteten, fühlte Bree, wie ihr die Schamesröte ins Gesicht stieg. Noch nie zuvor war sie beschuldigt worden, etwas Unrechtes getan zu haben. Als Tochter eines irischen Häuptlings hatte man ihr stets Respekt entgegengebracht.

Mikkel wandte sich nun direkt an die Iren. »Diejenige Person, die meine Münzen gestohlen hat, hat mich damit beleidigt. Wenn das *Ting*, der Rat unserer freien Männer, zu der Ansicht gelangt, dass eine Wiedergutmachung nicht geleistet werden kann, dann ist die Strafe der Tod.«

Dieses Mal war es an den Iren, durch wütendes Raunen ihren Unmut zu bekunden. Schmutzig, ungepflegt und immer noch als alter Mann verkleidet, behielt Bree Haltung und zuckte mit keiner Wimper.

Mikkel, der Plünderer, sorgte sich um seinen guten Namen? Der gute Name der O'Tooles war immer in Ehren gehalten worden.

Dann bewegte sich Lil. Sie schob ihre Decke weg und stand auf. Ihr Stolpern zeigte Bree, wie schwach sie noch sein musste. Und trotzdem ging Lil hinüber zu Bree und stellte sich zu ihr. Bree streckte den Arm aus und legte ihn um die Schultern des jüngeren Mädchens. Als Lil ihre Arme vor der Brust kreuzte, wurde Bree eines klar: Was auch immer in den kom-

menden Jahren mit Lil passieren würde – um sie musste sie sich keine Sorgen machen.

Jetzt stellte sich die Irin Nola auf Brees andere Seite. In nächsten Augenblick spürte Bree Bewegung um sie herum. Ein Ire stellte sich rechts neben Nola, ein weiterer links neben Lil. Männer, Frauen und Kinder stellten sich hinter Bree auf. Bree drehte sich kurz um und sah ihre Gesichter. *Der Kampfgeist der Iren*, dachte sie und lächelte fast. *Keiner von ihnen wird einen Rückzieher machen.*

Mikkels Augen hatten jetzt einen strengen Ausdruck. Sein Gesicht wirkte viel älter, als er tatsächlich war. »Wir werden die Wahrheit herausfinden. Und wir werden die Münzen finden.«

Die Wut um Bree herum war mit Händen zu greifen. Die Wikinger beschuldigten sie, der Dieb zu sein. Die Iren glaubten an ihre Unschuld. In der Mitte zwischen diesen beiden Gruppen stehend, fühlte sich Bree bereits zum Tod verurteilt.

»Wir werden diesen Ort nicht verlassen, bis ihr die Münzen wiedergefunden habt«, sagte Mikkel den Wikingern. Wenn ihr nach Hause wollt, dann solltet ihr vielleicht mal an Stellen suchen, an denen ihr bisher noch nicht gesucht habt.«

Die Iren sahen erleichtert aus, und Bree konnte sich denken, warum. Sie hofften immer noch, zu entkommen. Doch die Wikinger waren sichtlich mürrisch. Wieder kam missmutiges Gemurmel unter ihnen auf. Ganz offensichtlich wollten sie nach Hause.

Obwohl es keine sichtbaren Linien gab, spürte Bree, wie unsichtbare Grenzlinien zwischen den Parteien gezogen wurden: Die Auseinandersetzung darüber, wer schuld war, hatte begonnen.

Bei Einbruch der Dunkelheit gingen die Wikinger zurück zum Feuer und die Iren zurück zum Schiff. Einer der Iren betrachtete Brees Kleidung und grinste. »Du bist bereit, eine Revolte anzuführen, keine Frage ...«

Andere Gefangene zogen Fladenbrot und Käse aus ihrer Kleidung, wo sie es versteckt gehalten hatten.

»Wir dachten, dass du entkommst«, sagten viele. »Wir hatten die Hoffnung, dass du es schaffen würdest.«

Brees Freundin Nola erzählte Bree: »Letzte Nacht hatte ich einen Traum. In meinem Traum sah ich, wie Mikkell dich zurückbringt. Als ich dann anfang zu weinen, fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich drehte mich um, konnte aber niemanden sehen. Tief in mir spürte ich eine leise Nachricht: ›Bree wird mir in den Ländern des Nordens dienen.‹ Und ich fühlte mich getröstet.«

Nolas Umarmung was kräftig und herzlich. Als sie die Umarmung wieder gelöst hatte, sah Nola in Brees Augen.

»Der Herr würde das nicht nur mir allein sagen. Du musst das auch irgendwie erfahren haben.«

Als Bree nach oben in das Gesicht ihrer Freundin blickte, wusste sie, dass Nola die Wahrheit sprach.

Doch Brees verletzte Gefühle verhinderten, dass die Wahrheit ihr Trost spendete.

Sie konnte nur sagen: »Danke, Nola.« Dann schwieg sie.

Der Regen begann als leichter Nebel, wurde jedoch bald kalt. Bald schon fühlten sich die Regentropfen an wie feine Nadeln, die in Brees Gesicht stachen. Sie hatte große Angst davor, was dieses kalte, feuchte Wetter Lils Gesundheit antun könnte.

»Bitte ...« Sie wandte sich an die anderen Iren. »Können wir Lil so weit wie möglich unterhalb des Segels unterbringen?« Sofort räumten sie die am besten geschützte Stelle frei, die sie finden konnten. Als sie auf ihre junge Freundin blickte, spürte Bree wieder diese furchtbare Angst, die sie auf dem Berg kennengelernt hatte. Diese Angst bezog sich nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf Lil. Eines würde Bree nie vergessen: Wäre sie von den Felsen gefallen, dann wäre Lil allein auf dem Berg zurückgeblieben.

Als der Regen schon den zweiten Tag andauerte, drängten sich die Iren unter dem Segel zusammen.

Über drei Stützen in der Mitte des Schiffs ausgebreitet, hing das Segel wie ein Zelt über die Seiten. Die Wikinger blieben in ihren Zelten am Strand. Jedermann war deutlich anzusehen, wie kalt und unangenehm das Wetter war. Doch Brees Niedergeschlagenheit hatte noch andere Gründe: Sie war wütend auf Gott und wütend darauf, wegen des Regens an einer Stelle verweilen zu müssen. Ihr schien es, als wäre sie bereits in einem Gefängnis.

Wie kann ich nur herausfinden, wer wirklich die Münzen hat? Wie kann ich einen Weg finden, meinen Namen reinzuwaschen?

Doch es gab noch etwas viel Schwerwiegenderes: Bree fühlte sich von dem Gott verraten, dem sie vertraut hatte.

Wie kannst du nur Mikkels Gebet erhören und nicht meines?, klagte sie in ihren Gedanken. Mikkel glaubt nicht einmal an dich!

Als der Regen einen kurzen Augenblick aussetzte, nahm Bree den Kochtopf heraus und füllte ihn mit Wasser. Es würde Lil sicherlich guttun, etwas Warmes zu trinken.

Einige Leute standen um das Feuer herum. Unter ihnen war auch Gunnar. Bree sah zu ihm und ging dann zur gegenüberliegenden Seite des Feuers. Von dort aus konnte sie ihn beobachten. Ein ungepflegter Bart füllte Gunnars dünnes Gesicht und reichte bis hinauf zu seinen eingefallenen Wangen. Er war lang und schmal und schien immer überall herumzuschleichen. Doch der erbarmungslose Ausdruck in seinen Augen machte Bree am meisten Sorgen.

Als sie dort stand und darauf wartete, dass sich ihr Wasser erhitzte, sprach ein anderer Wikinger sie an. »Bitte«, sagte er, »ich sehe, dass du da meinen Kochtopf hast. Kann ich ihn wieder zurückhaben?«

Bree wandte sich ihm zu. Der Mann hatte einen stämmigen Körper und war stark und muskulös. Und doch: Trotz der Wochen, in denen er Sonne und

Wind ausgesetzt war, sah seine Haut weich aus. Der Mann war kleiner als die anderen Wikinger. Als er seine Strickmütze zurückschob, sprangen rings um seine Ohren Büschel hellbrauner Haare heraus. Seine Stimme klang vertraut, aber Bree konnte sie nicht zuordnen.

»Das ist dein Topf?«, fragte sie. »Woher weißt du, dass es dein Topf ist?«

»Die Klammern«, sagte er. »Siehst du den Sprung? Ich habe das selbst wieder repariert. Die Klammern halten den Topf zusammen.«

»Tut mir leid«, sagte Bree. »Wir fanden deinen Topf oben auf dem Berg. Wir wussten nicht, dass es deiner war.«

»Ich habe ihn dort vergessen, als ich nach euch gesucht habe. Aber ich war immer von deiner Unschuld überzeugt.«

Na klar, dachte Bree. Wohl eher als Köder zurückgelassen ... Eine Falle, um herauszufinden, ob wir uns in der Nähe versteckt hielten. Bree hatte so etwas schon vermutet. Jetzt erinnerte sie sich auch daran, wo sie seine Stimme schon einmal gehört hatte. Während sie geangelt hatte, standen dieser Mann und Gunnar hinter ihr und unterhielten sich. Er hieß Alf und war einer der vier Wachen gewesen.

»Danke«, sagte Bree. »Es freut mich, dass du mich für unschuldig hältst. Denkst du immer noch, dass die Trolle die Münzen gestohlen haben?«

So als ob er fürchtete, dass die Riesen ihnen zuhören würden, rollte er seine Augen von einer Seite

auf die andere. Er blickte um sich und sah die Bäume hinauf, so als ob er befürchtete, dass die Trolle über diesen erscheinen würden.

»Sie sind sehr reich, weißt du? Trolle horten ihr Silber und Gold in den Bergen.«

Ohne ein weiteres Wort kippte Bree den Kochtopf aus und übergab ihn Alf. Als sie von dort wegging, fiel ihr auf, dass sie nie darüber nachgedacht hatte, warum ein Dieb eigentlich das tat, was er tat. Sicher konnte ein Dieb zu einem reichen Mann werden. Dies setzte aber voraus, dass er einen Weg fand, nicht erwischt zu werden. Und das würde am meisten Planung benötigen.

Wenn jemand etwas stehlen wollte, was wäre dann die beste Vorgehensweise, um das, was er tat, zu verbergen? Entweder könnte er jemanden verdächtigen, der verschwunden war und vielleicht niemals wieder auftauchen würde. Oder aber er könnte jemanden verdächtigen, dessen Schuld ohnehin nicht nachweisbar war.

Der Regen prasselte noch einen weiteren Tag hinunter auf den Hafen zwischen den sieben Bergen. Bree vermutete, dass dem Himmel alles, was passiert war, so leidtat wie ihr. Doch es gab da noch etwas Schlimmeres: den verzweifelten Schmerz in ihrem leeren Herzen. Für Bree waren die drei Tage und Nächte die längsten in ihrem ganzen Leben gewesen. Voll von Wut fühlte sie sich immer noch von dem Gott verraten, dem sie vertraut hatte. In den langen Tagen und noch längeren Nächten hatte sie sich von

ihm abgewandt. Er schien für immer verschwunden zu sein.

Tief im Innern fühlte Bree immer noch den Klumpen Elend, der in ihrem Herzen entstanden war, als Mikkel auf dem Berg aufgetaucht war. Mehr als einmal war sie in der Situation gewesen, ihm vergeben zu müssen. Doch jetzt war es Gott, der Bree am meisten verärgerte.

Du hast mir ein Versprechen gegeben, sagte Bree ihm, als sie in der dritten Nacht erwachte. Sie schlüpfte unter dem Segel durch und machte sich auf den Weg in Richtung des Schiffsbugs.

Erinnerst du dich daran, was du gesagt hast? Du hast versprochen, dass du mich nie versäumen und mich niemals verlassen würdest. Doch jetzt bist du weg, an irgendeinem weit entfernten Ort. Wo bist du?

Dankbar dafür, allein sein zu können, blickte Bree in Richtung der westlichen Inseln.

Warum hast du mich betrogen?, klagte sie in Gedanken. Ich bin dein Kind, und ich habe dich um etwas wirklich Wichtiges gebeten. Ich dachte, dass du mir helfen würdest, zu entkommen.

Bree blieb dort stehen und wartete, aber es kam keine Antwort. Nichts passte mehr zusammen. Wie sollte sie denn ein Licht für die Nationen sein, wenn sie nur eine Sklavin war?

Als Bree dann hinauf zum Himmel sah, zogen die Wolken weiter. Die schmale Sichel des Mondes schien hell. Wie ein Flüstern im Nachtwind hörte Bree die Worte:

Willst du auch weggehen?

Weg von dir? Bree erschrak. Sie war wütend genug, um genau das zu tun. *Weg von dir, weil ich nicht das bekommen habe, was ich wollte?*

Dann fiel es ihr wieder ein. Vor langer Zeit hatte Jesus die, die ihm folgten, etwas gelehrt, was schwer anzunehmen war. Als sie dann von ihm weggingen, wandte sich Jesus an seine zwölf Jünger und fragte: »Wollt ihr etwa auch weggehen?« Das Johannes-evangelium gab im sechsten Kapitel Petrus' Antwort: »Herr, zu wem sollen wir gehen?«

Tief in ihrem Herzen sah sich Bree vor einer weitreichenden Entscheidung stehen. Wenn sie sich jetzt vom Herrn lossagen würde, würde sie dann jemals wieder zu ihm zurückfinden? Doch wenn sie ihn um Hilfe bitten würde, dann würde er stets bei ihr sein und ihr helfen – egal, welchen Herausforderungen sie sich noch stellen musste.

Zum ersten Mal seit Tagen lief Bree nicht davon. Stattdessen machte sie aus Petrus' Worten ein Gebet: *Herr, zu wem soll ich gehen? Du hast die Worte ewigen Lebens. Ich habe geglaubt und erkannt, dass du der Christus bist, der Heilige Gottes.*

In der Stille der Nacht spürte Bree den Frieden Gottes. Und dann verstand sie. *Ich würde gern nach Hause nach Irland gehen, doch ich muss lernen, hier zu leben.*

Eine lange Zeit stand sie dort und dachte nach. Gott hatte sie dazu berufen, ein Licht für die Nationen zu sein. Und das wollte sie auch sein. Nicht,

weil sie selbst die Befähigung dazu hatte, sondern weil Gott ihr versprochen hatte, sie niemals zu versäumen und sie niemals zu verlassen.

Damit stellte sich für Bree eine neue Frage: *Wie kann ich das Beste aus meiner Situation machen?*



Devins Geschenk

Am nächsten Morgen brachte der Schuster Devin und Jeremy zurück zu seinem Laden. Während der Nacht hatte er sich davongeschlichen und hatte für sie beide neue Schuhe angefertigt. Als sie dann anboten, den Preis dafür abzarbeiten, antwortete Björn:

»Aber nein, ich kenne doch deinen Vater, Devin. Du musst nach Hause gehen und ihm zeigen, dass du wieder zu ihm zurückgebracht wurdest. Und dafür werde ich sorgen.«

Die freundlichen Augen des Schusters begegneten Devins Blick. »Du willst deine Schwester befreien?«

Devin nickte, obgleich er kaum wagte, das für möglich zu halten.

»Du willst nach Norwegen gehen? Du willst alles tun, was nötig ist?«

Wieder nickte Devin.

»Das dachte ich mir. Ich werde dir eine Passage dorthin auf dem Schiff eines Mannes ermöglichen, dem ich vertraue. Allerdings musst du Lösegeld mitnehmen.«

»Wie viel?«, fragte Devin.

Björn sagte ihm die Summe, und Devin wusste, dass das eine sehr stolze Summe war.

»Meine Schwester Bree ist so viel wert?«

Björn lächelte. »Jedenfalls sind die Wikinger dieser Ansicht. Aber ich kann dir noch ein Angebot machen: Falls du Mikkel davon überzeugen kannst, mir meine Münzen wiederzugeben, werde ich dir eine Belohnung geben.«

Als es Zeit war, aufzubrechen, zog Devin seine alten Schuhe an. Der ausgefranste Riss in der rechten Sohle war so groß geworden, dass er sich fragte, wie er den Schuh überhaupt so lange hatte tragen können. Mit seinen neuen Schuhen, einem großen Stück Käse und mehreren Laiben irischen Brotes war Devin bereit für den Aufbruch.

Als er und Jeremy sich von Björn verabschiedeten, traten Devin wieder die Tränen in die Augen.

»Ich hoffe, ich werde nie vergessen, wie du mir geholfen hast zu vergeben«, sagte er.

»Komm zurück, wenn du das Lösegeld hast«, antwortete Björn. »Die sichere Überfahrt nach Norwegen ist dann mein Geschenk für deine Familie.«

Devin verließ den Laden des Schusters mit hochgehobenem Kopf. Er hatte seine alten Schuhe an – von denen der rechte den ausgefransten Riss hatte – und ging los. Für einige Zeit gingen er und Jeremy die Straßen Dublins auf und ab. Devin benutzte dabei bevorzugt Seitenstraßen, wo weniger Fußabdrücke seine eigenen verwischen würden.

Dann ging er zu einem der Tore am Stadtrand. Von dort aus ging er hinunter zu dem weichen Flussufer und watete ins Wasser.

Jeremy beobachtete aus der Ferne, wie Devin flussaufwärts watete. Als er zu einem großen flachen Felsen kam, kletterte er aus dem Wasser. Dort zog er auch seinen alten, kaputten Schuh aus. Für einen Augenblick stand Devin auf dem Felsen und sah hinunter ins Wasser. Der Fluss Liffey hatte zwar eine dunkle Farbe, war gleichzeitig aber klar. Die Morgensonne spiegelte sich auf seiner Oberfläche. Während das Wasser in Richtung des Meeres floss, starrte Devin hinunter in die Strömung und dachte an zu Hause.

Das einzige Geschenk, was er seiner Familie machen konnte, war er selbst. Devin wusste, dass das zwar immerhin etwas wäre, dass es aber nicht genug wäre. Es war nicht genug für ihn, und es wäre auch nicht genug für seine Familie. Doch jetzt hatte Devin Hoffnung – die Hoffnung, Bree zu finden und nach Hause zu bringen.

Als er von dem Felsen heruntertrat, trug er seine neuen Schuhe – Schuhe, deren Abdrücke für jemanden, der ihm zu den Wicklow Mountains folgen wollte, bei Weitem nicht so interessant wären.

Als Jeremy zu ihm stieß, war der schmerzhaft Klumpen von Devins Herz gefallen. Auch seine Stimme klang nicht mehr so hart.

»Lass uns nach Hause gehen«, sagte er.

Am nächsten Tag erreichten Devin und Jeremy den Berg Great Sugar Loaf. Ein Stück weiter verabschiedeten sie sich, und ihre Wege trennten sich. Sowohl Devin als auch Jeremy fiel der Abschied

schwer. Devin wusste, dass sie ein Leben lang Freunde bleiben würden.

Mit jedem Schritt, mit dem er sich seinem Zuhause näherte, wuchs Devins Vorfreude. Sein erster Gedanke war: *Mama*. Er hatte ihr Gesicht noch vor sich, als sie sich an Brees Geburtstag am Tisch versammelt hatten.

Ihr Freund, Bruder Cronan, hatte gesagt: »Wir müssen die Kinder auch weiterhin lehren, dem Herrn zu vertrauen – egal, was passiert. Lasst uns insbesondere Briana ermutigen.« »Insbesondere?«, hatte Mama mit angstvollem Blick gefragt. Und Papa – sein großer, starker Papa, dessen Liebe sie alle stets umgab. Seine kleinen Schwestern, Cara und Jen. Und der siebenjährige Adam. Devin hatte Adam gesagt, dass wenn er es schaffte, sich um die beiden kleinen Mädchen zu kümmern, er eines Tages ein großer irischer Häuptling sein könnte.

Es war ein milder, nebliger Abend, als Devin das Tor der Steinmauer beim Haus seiner Familie öffnete. Zu seiner Überraschung sah er dort seine Mutter sitzen, obwohl es noch immer Tag war. Sie saß auf einer Bank unter einem Baum, war aber mit keiner Arbeit beschäftigt. Einen Augenblick lang blieb Devin stehen, um den Gesichtsausdruck seiner Mutter einzuordnen. Irgendetwas an ihr war anders. Aber was war es?

Durch seinen neu gewonnenen Frieden verstand Devin jedoch, was es war. Plötzlich fing er an zu rennen. Als seine Mutter ihn sah, sprang sie von



ihrer Bank auf. Ihre Arme schlossen sich um Devin, als ob sie ihn nie wieder gehen lassen wollte. Als sie schließlich die Umarmung löste, sagte sie nur: »Bree?«

»Sie ist in Norwegen«, sagte Devin. »Ich weiß, wo. Es geht ihr gut, bis ich sie hierher zurückbringe.«

Als Devin in die Augen seiner Mutter sah, blinzelte sie die Tränen weg. »Es wird immer Zeiten geben, in welchen ich mir um Bree Sorgen mache. Doch Gott gibt mir Frieden«, sagte sie.

Auf einmal warfen sich drei Kinder gleichzeitig auf Devin. Als sie ihn umgeworfen hatten, rollten er und Adam durch den Schmutz. Als Adam begriff, dass Bree nicht nach Hause gekommen war, fing er an zu weinen.

Doch in diesem Augenblick kam ihr Vater hinzu. Als sein Vater seine Arme um ihn legte, fühlte sich Devin wieder wie ein kleiner Junge. Als er erzählte, wie Bree verhandelt hatte, um ihn freizubekommen, fing Aidan O'Toole an zu weinen.

Doch dann sagte Devin: »Es wird der Tag kommen, an dem Bree wieder nach Hause zurückkehrt.« Seine Stimme vermittelte eine Zuversicht, die sogar Devin selbst glauben ließen, dass dies tatsächlich passieren könnte.

Adam sah hinauf in Devins Augen: »Dev, bist du immer noch mein Bruder, auch wenn du dich anders verhältst als früher?«

Devin war sich nicht sicher, was Adam meinte, und grinste nur.

Doch sein Vater sagte: »Devin hat sich verändert, oder?«

Aidan O'Toole streckte die Arme aus und umarmte seine ganze Familie.

»Er ist immer noch dein Bruder«, sagte er zu Adam. »Aber Devin ist jetzt kein Kind mehr.«

Der Aurlandsfjord



Beim Frühstück des nächsten Tages beschloss Bree, dass es jetzt an der Zeit war, ihr neues Leben zu beginnen.

»Ich muss noch mal hinauf auf den Berg«, sagte sie Mikkell, als sie ihn in der Nähe des Feuers antraf.
»Und ohne dich geht das nicht.«

»Das will ich aber meinen – du bleibst schön in meinem Sichtfeld.«

»Ich bin jetzt schon drei Tage hier«, sagte Bree ihm. »Ich dachte, du vertraust mir mittlerweile.«

»Das tue ich ja auch«, antwortete Mikkell höhnisch.
»Ich vertraue dir, solange ich dich sehen kann.«

Als sie sich an den Anstieg des Berges machten, legte Mikkell eine Geschwindigkeit vor, die Bree atemlos zurückließ. Sie konnte nur froh sein, dass sie so viele Jahre lang den Brockagh Mountain bestiegen hatte, den Berg hinter dem Haus ihrer Familie in Irland.

»Wozu machen wir das hier eigentlich?«, fragte Mikkell.

»Ich werde meinen guten Namen wiederherstellen. Du denkst, dass ich dich zu den Münzen führen kann, weil ich der Dieb bin. Wenn ich aber die Münzen für dich finde, denkst du immer noch, dass ich der Dieb bin. Also werde ich dem Dieb helfen, sie für dich zu finden.«

Als sie den großen Felsen an dem Berghang erreicht hatten, zeigte Bree auf eine bestimmte Stelle und sagte: »Stell dich dort hin.«

Sie wich zurück und sah zu dem Licht, das zwischen den Bäumen hindurchschien. Dann bat sie Mikkell, näher an den Felsen heranzutreten.

»Und jetzt bleib da. Ich muss zu der Feuerstelle hinaufsteigen.«

Mikkell sah sie zweifelnd an. »Versuchst du wieder abzuhauen?«

Bree lächelte. »Klar, fang mich doch, wenn du kannst!«

»Bree ... Ernsthaft jetzt.«

»Ernsthaft: Ich sagte, dass ich meinen Namen reinwaschen würde, und das werde ich auch tun.«

»Du gibst mir dein Wort, dass du nicht wegrennst?«

»Ich gebe dir mein Wort. Meinem Wort kannst du vertrauen.«

»Ich weiß.«

»Das weißt du?« fragte Bree. »Du vertraust mir wirklich?«

»Na ja, kommt darauf an ... Wenn du mir dein Wort nicht gibst, dann vertraue ich dir nicht. Du würdest wieder flüchten. Aber wenn du mir dein Wort gibst, dann vertraue ich dir.«

»Warum?«

Mikkell sah weg. Zuerst dachte Bree, dass er ihr nicht antworten würde. Dann trafen sich ihre Blicke.

»Weil ich dich respektiere.«

Als Bree Tränen in die Augen stiegen, überraschte sie das. Dann war es ihr unangenehm, und sie wandte sich schnell ab. In der Hoffnung, dass Mikkel nichts davon mitbekommen hatte, wie sie sich fühlte, kletterte sie weiter.

Ein Gedanke machte ihr zu schaffen. Sie wünschte, sie könnte Mikkel respektieren, aber das konnte sie nicht. Wahrscheinlich würde sie das nie können.

Bei der Feuerstelle weiter den Berg hinauf stellte sich Bree erst auf die eine Seite, dann auf die andere. Doch keine der beiden Positionen schien zu stimmen. Bree blieb stehen und dachte nach. Dann fiel es ihr wieder ein. Als sie den dunklen Umriss von jemandem in der Nähe des großen Felsens gesehen hatte, war sie gerade damit fertig geworden, ihre Fußabdrücke zu vergrößern. Sie hatte sich um die Feuerstelle herum vorgearbeitet und war dann weggegangen, bis sie einen Weg gefunden hatte. Sie ging zu dieser Stelle und blickte noch einmal bergabwärts.

Aha ... Genau hier war es gewesen. Ein direkter Blick den Hang hinunter, wo Mikkel neben dem Felsen stand. Er stand dort stocksteif, ohne sie aus den Augen zu lassen. Nach einigem Nachdenken wusste Bree alles, was sie wissen musste.

Auf dem Weg zurück den Berghang hinunter sagte Bree: »Morgen werde ich dir deine Münzen geben. Und ich werde beweisen, dass ich sie nicht an mich genommen habe.«

»Und wie willst du das alles hinbekommen?«

»Du hast die ganze Zeit versucht, mich zu finden statt die Münzen.«

»Stimmt.«

»Du dachtest, dass du die Münzen findest, wenn du mich findest.«

Mikkel nickte. »Eine Zeit lang habe ich gar nicht mehr an die Münzen gedacht. Irgendwie seltsam, oder?«

Bree ignorierte seine Frage. »Du hast jedermann gesagt, dass du nicht zum Aurlandsfjord aufbrechen würdest, bis du die Münzen hast.«

»Der Dieb versteckt sie wahrscheinlich an wechselnden Orten.« Mikkel blickte auf die Berge, die sich über den Hafen erhoben. »Diese Berge, Felsen und Bäume bieten so viele Versteckmöglichkeiten, dass wir sehr lange suchen und sie nicht finden würden.«

»Der Wikinger, der deine Münzen gestohlen hat, wird sie mit sich nehmen wollen.«

Plötzlich lachte Mikkel. Seine Augen leuchteten vor Begeisterung. »Also verkünde ich morgen früh, dass wir am Nachmittag lossegeln werden. Dann achte ich darauf, wer sich davonmacht. Ich folge demjenigen und erwische den Dieb auf frischer Tat.

Bree lächelte, und Mikkel lachte erneut. »Weißt du, Bree, für so ein irisches Mädel bist du wirklich nicht auf den Kopf gefallen.«

Doch am nächsten Morgen verließen so viele Wikinger das Schiff, dass Mikkel unmöglich allen folgen konnte.

Das hat nicht funktioniert, dachte Bree. Und ich kann Mikkell nicht sagen, wo ich glaube, dass die Münzen sind. Er wird dann immer noch denken, dass ich schuld bin.

Dann fiel Bree ihr Notfallplan wieder ein. Am Nachmittag, als alle Wikinger wieder zurückkamen, wehte ein warmer Wind aus Richtung Südwesten. Das erste Mal seit Tagen glitzerte die Sonne auf dem blauen Wasser. Mikkell sagte den Iren, dass sie die Zelte abbauen sollten.

Seit ihrer Gefangennahme hatten die Gefangenen einen Großteil der anfallenden Arbeiten übernehmen müssen. Jetzt beorderte Mikkell sämtliche Gefangenen mit Ausnahme von Bree vom Schiff. Er wollte, dass der *Seevogel* ausschließlich von Wikingern beladen wurde.

Während er Bree an Händen und Füßen fesselte, sprach er leise zu ihr: »Denk daran: Ich habe keine große Lust, all meine Verwandten zu durchsuchen.«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte ihm Bree. »Sorge nur dafür, dass sie hart arbeiten, und du wirst nur den Schuldigen durchsuchen müssen.«

Vom Bug aus, wo Bree saß, konnte sie das ganze Schiff überblicken. Während sie wartete, erinnerte sie sich daran, wie sie zwei Laibe Brot unter ihrem Umhang transportiert hatte. Bei ihrem Aufstieg den Berg hinauf waren sie mindestens hundert Mal verrutscht.

Ein Mann nach dem anderen brachte Material die Rampe hinauf. Zuerst kamen die Gestänge für die Betten und Zelte, dann die Fässer mit Wasser und



dem getrockneten Fisch. Zuletzt brachte jeder Wikinger noch seine eigene Seekiste auf ihren entsprechenden Platz auf dem Schiff.

Die meisten Männer arbeiteten zügig, unter ihnen auch Gunnar. Jedes Mal, wenn er zu Bree sah, bekam sie Angst. Sie beobachtete weiterhin jede Bewegung der Männer, die vor ihr arbeiteten.

Trotz seines muskulösen Körperbaus schien Alf schneller zu ermüden als die anderen. Wie viele andere Wikinger auch trug er eine Tunika – ein locker sitzendes Kleidungsstück ohne Ärmel. Als er sich vorbeugte, um ein Fass mit Wasser abzusetzen, verrutschte seine Tunika. Mit einer schnellen Bewegung griff sich Alf an die Brust und schob etwas an seinen Platz zurück. Als er sich aufrichtete, lag der Stoff der Tunika wieder glatt an.

Als der *Seevogel* beladen war, blieb Mikkel neben Bree stehen.

»Es ist Alf«, sagte sie ruhig. Doch als sie bemerkte, dass Alf in ihre Richtung schaute, zuckte sie zusammen. *Ich habe mir einen neuen Feind gemacht*, dachte sie.

Mikkel ging leise hinüber zu Alf, der auf seiner Seekiste saß.

»Aufstehen!«, befahl Mikkel.

Als er vor Mikkel stand, lächelte Alf wie üblich. Doch dann klopfte Mikkel auf seine Hüfte. Im nächsten Augenblick rutschte etwas in Alfs Hosenbein nach unten. Mit einem dumpfen Geräusch schlug es auf Deck auf.

Mikkel hob den kleinen Beutel auf und legte ihn auf seine Seekiste. Als er Alfs Brust abklopfte, war ein weiteres dumpfes Geräusch zu hören.

»Zieh deine Tunika aus!«, befahl Mikkel.

Durch das dünne Hemd darunter konnte man zwei platte Beutel erkennen. Jeder Beutel war oben mit einem dünnen Lederstreifen zugebunden. Mithilfe eines weiteren, langen Lederstreifens zwischen ihnen hingen sie um Alfs Hals. Ruhig nahm Mikkel seine Beutel mit Silbermünzen an sich.

»Die Trolle waren es«, sagte Alf. Als wenn er immer noch nach ihnen Ausschau halten würde, bewegten sich seine Augen von einer Seite auf die andere. »Die Trolle baten mich, auf das Silber aufzupassen.«

Doch Mikkel ignorierte ihn. »Fessle Alf«, befahl er einem anderen Wikinger.

Zu Alf sagte Mikkel: »Wir werden dich zum Aurlandsfjord mitnehmen. Das nächste Mal, wenn der Rat der freien Männer zusammenkommt, werden sie über deine Strafe entscheiden.«

Alf sah Bree wütend an. Seine Augen waren voller Hass.

Als der Rest des Langschiffs beladen wurde, versammelten sich die Iren noch einmal um Bree.

»Ach Mädchen, du hast die Weisheit der Iren«, sagte einer der Männer.

»Gott schütze dich, Mädchen«, sagte ein anderer.

Ergriffen von den Ermutigungen der Männer, atmete Bree erleichtert durch. Jetzt musste sie

nur noch ihre Hände und Füße wieder freibekommen. Doch dann sah Bree zu Alf. Vorbei war es mit den freundlichen Augen, die ihr Herz erwärmten. Obwohl er an Händen und Füßen gefesselt war, würde sie sich so weit von ihm entfernt halten wie möglich.

Als sie die Häusergruppe und den Hafen der sieben Berge verließen, drehte sich der *Seevogel* nach Norden. Bald schon durchfuhren sie eine schmale Wasserstraße. Rechts und links von ihnen säumten Felsvorsprünge ihren Weg. Kreischende Möwen flogen tief über dem Schiff.

Wenn das sie umgebende Land den Wind abhielt, griffen die Wikinger zu ihren Rudern. Als sie schließlich in den Sognefjord einbogen, ruhte die rote Sonne auf den Wellen im Westen. Als der *Seevogel* Kurs nach Osten nahm, verbreiterte sich der Wasserweg, auf dem sie fuhren, und der Wind füllte das große, quadratische Segel.

Mikkel stellte sich vor Bree. »Dein Wort darauf, dass du nicht über Bord springst?« Mikkel wusste, dass sie eine gute Schwimmerin war.

»Mein Wort darauf!«

Als Mikkel ihre Hände und Füße von den Fesseln befreite, atmete sie tief ein und roch das Meer. Doch dann blickte sie nach oben und sah, dass Alf sie beobachtete. Als sie die Wut in seinen Augen sah, lief es ihr eiskalt den Rücken hinunter.

Da erinnerte sich Bree daran, wie sie mit Alf neben dem Feuer gestanden hatte. Er hatte einen

Schatz versteckt – einen Beutel mit Silbermünzen –, und doch konnte er sich nicht von einem kaputten Topf trennen. In dem Augenblick, in dem er danach gefragt hatte, wusste Bree, dass er auf dem Berg gewesen war. Sie betrachtete seine Figur und versuchte sich vorzustellen, wie sein Umriss wohl aussehen müsste.

Ein kaputter Topf verriet ihn. Wie konnte Alf nur so unklug sein? Es ergab keinen Sinn. Doch dann fiel es Bree wie Schuppen von den Augen: *Ich bin auch ein kaputter Topf.*

Sie hatte gebetet und nicht bekommen, was sie gewollt hatte. Während der drei längsten Tage ihres Lebens hatte sie sich ihrem Zorn hingeeben und Gott weggestoßen. In diesem Augenblick verstand Bree, dass sie sich für immer von Gott hätte abwenden können. Stattdessen konnte sie froh darüber sein, dass er mit dem Schatz seiner Liebe wieder zu ihr gekommen war.

Bald schon fing Bree an zu verstehen, was Mikkel meinte, wenn er von einem Fjord sprach. Es handelte sich dabei um eine tief ins Landesinnere reichende, schmale, lang gestreckte Bucht. Die meiste Zeit erhoben sich links und rechts von ihnen steile, felsige Hänge senkrecht aus dem Wasser. Hier und da waren schmale Landflächen zu sehen, die gerade groß genug waren, damit Gebäude und kleinere Bauernhöfe darauf errichtet werden konnten.

Als der Mond schließlich am Himmel stand, wurde es still auf dem Schiff. Um Bree herum lagen

die Iren und schliefen. Manche Wikinger hielten Wache, andere schliefen. Da sie alles um sich herum beobachten wollte, bemühte sich Bree, wach zu bleiben. Doch irgendwann fielen auch ihr die Augen zu.



Als Bree am nächsten Morgen erwachte, verbarg dichter Nebel die Bergspitzen. Bald schon brach goldenes Sonnenlicht durch den Nebel, das die Wolken verschwinden ließ und einen leuchtenden Pfad auf dem Wasser bildete.

Bree stand am Rand des Schiffs und stillte ihren Wissensdurst nach dem, was jenseits der Irischen See lag. Nach dem Regen der zurückliegenden Tage und Nächte freute sie sich über den blauen Himmel und das Sonnenlicht auf dem Wasser des Fjords.

Am Nachmittag stand Mikkel am Bug seines Schiffs. Aufrecht und stark stand er dort, sein blondes Haar wehte im Wind. Während Bree ihn beobachtete, schaute er hinauf zu dem großen Drachenkopf, der hoch über ihm aufragte.

Bree erschauerte und sah weg. Sie hatte die gefletschten Zähne und den angsteinflößenden Kopf nie gemocht. Der wilde Drache schien sie über das Wasser zu leiten. Dann drehte sich Mikkel um und sah Bree.

»Komm her«, bat er sie. »Ich möchte, dass du etwas siehst.«

Zu Brees Überraschung sprach er wie ein Freund statt wie der Befehlshaber über ein Schiff. In der Zwischenzeit hatte der Fjord sich verengt. Auf jeder Seite erhoben sich steile Felswände aus dem tiefblauen Wasser. Weit oberhalb von ihnen liefen Wasserfälle über den Rand der Felswände und fielen dann über verschiedene Vorsprünge hinunter bis ins Wasser.

Die Wasserfälle erinnerten Bree an Keely, ihre Schwester, die von den Wikingern vor einigen Jahren gefangen genommen wurde. Da Keely nur ein Jahr jünger als sie gewesen war, hatten sie sich immer besonders nahegestanden. Oft hatte sie dem Plätschern des Wassers in dem Wald um ihr Haus herum zugehört.

»Das ist Wassermusik«, hatte sie immer gesagt.

Zuerst hatte Bree nicht verstanden, was sie meinte. Als sie dann eines Tages auf das Geräusch eines kleinen Wasserfalls statt auf das eines großen, donnernenden Wasserfalls geachtet hatte, hörte sie ebenfalls diese Musik. Als das Schiff jetzt dicht am Ufer des Fjords entlangfuhr, hörte sie das Donnern fallenden Wassers.

»Siehst du das?« Mikkels Stimme war voller Stolz. »Schau dich um! Dies ist der Aurlandsfjord.«

Goldene Birken klammerten sich an die Felsen. Schafe und Ziegen weideten an den steilen Hängen, während ein Mann Heu in ein kleines Boot lud. Über allem schien die Sonne und ließ die Berge sich im Wasser spiegeln.

Dann sagte Mikkel: »Bree, ich weiß, dass du mir das jetzt nicht glauben wirst, aber meine Mutter wird dich mögen. Und du wirst sie mögen.«

Er lag richtig mit seiner Einschätzung: Bree glaubte ihm nicht. Wie sollte sie denn die Frau mögen, der sie als Sklavin diente?

»Das ist mein Ernst«, blieb Mikkel dabei. »Meine Mutter mag Menschen mit Temperament. Deswegen bin ich ihr Lieblingssohn. Das würde sie so nie sagen, aber es ist so.«

Bree blieb die Luft weg und sie hustete, um zu verbergen, was sie gerade dachte.

Doch Mikkel fuhr fort: »Eines Tages werde ich weite Reisen über das Meer machen.«

»Zurück nach Irland?« Bree fürchtete sich vor diesem Gedanken.

»Weiter. Viel weiter. Warte es ab.«

Es abwarten? Nicht, wenn Bree das verhindern konnte.

»Ich werde Orte besuchen, die sogar noch jenseits der bekannten Welt der Wikinger liegen.«

Mikkel legte seine Hand auf den Rand des Schiffs und strich mit den Fingern über das Holz.

»Mein *Seevogel* wird mich weit in die Welt hinaus bringen.«

Bree spürte seinen Stolz und seine Vorfreude darauf, zu Hause anzukommen. Als sich der Fjord weitete, öffneten sich die Felswände zu einem Tal. Auf beiden Seiten des Flusses, der durch das Tal floss, befanden sich grüne Felder und sanft ansteigende

Hänge. In der Nähe des Wikingerschiffs rauschte ein Wasserfall über den senkrecht abfallenden Berg und stürzte in den darunterliegenden Fjord.

Bree war überwältigt von all den Eindrücken. »Wassermusik!«, rief sie. »Meine Schwester nannte das immer ›Wassermusik!«

Mikkel sah überrascht aus. »Du magst es genauso wie ich«, sagte er einfach. Einen Augenblick lang fragte sich Bree, ob sie einen neuen Freund gefunden hatte.

An einer Stelle des Flusses reichte ein Feld vom Wasser bis zu einer steilen Felsklippe.

»Dort wohne ich!«, rief Mikkel, als er auf die Gebäude zeigte. »Das ist unser Bauernhof.«

Sonnenlicht schien auf das Wasser, das von der hohen Klippe stürzte. Dann beschien die Sonne das blonde Haar einer großen Frau, die neben dem Fjord stand. Plötzlich beugte sich Mikkel nach vorne und schien alles andere zu vergessen.

In dem Augenblick, in dem das Wikingerschiff aufs Ufer lief, sprang er über den Rand des Schiffs. Als er unten aufkam, stand die Frau vor ihm. Mikkel stand kerzengerade da und neigte respektvoll den Kopf.

»Mama«, sagte er.

»Mein Sohn«, antwortete sie. Eine Träne lief ihre Wange hinunter. »Du warst so lange weg, ich habe mir schon Sorgen gemacht.«

»Ich weiß. Aber jetzt bin ich ja da.« Mikkel Stimme klang erleichtert. »Ich bin zu Hause.«

Auf einmal vergaß Bree alles andere um sich herum. Als die Wikinger die Rampe herunterließen, drängten sich die Menschen um sie herum. Bree blickte in die Menge, die sich aufgrund der Ankunft des Schiffs versammelt hatte. Dort bemerkte Bree ein schlankes Mädchen mit sandfarbenem Haar, braunen Augen und vielen kleinen Sommersprossen um die Nase herum.

Wer ist sie?, fragte sich Bree. Warum denke ich, dass ich sie kenne?

Das Mädchen sah zu dünn aus – so, als wäre sie krank gewesen. Und doch schien sie mindestens elf Jahre alt zu sein, vielleicht auch zwölf. In dem Gedränge der Menschen, die das Schiff verließen, verlor Bree sie aus den Augen. Dann, weit oben am Ufer, sah Bree sie wieder.

Konnte es sein?

Das ist meine Schwester Keely!

Über die Entfernung hinweg trafen sich ihre Blicke. Die Lippen des Mädchens formten sich zu einem runden O – sie schien sich erschrocken zu haben, als sie Bree erkannte. Dann wandte sie sich schlagartig ab.

Ein großer Wikinger stellte sich vor Bree und versperrte ihr die Sicht. Hektisch versuchte Bree, um ihn herumzukommen. Als sie schließlich den Rand des Schiffs erreicht hatte, war das Mädchen verschwunden.

Das war Keely, dachte Bree. Ich weiß, dass das Keely war.

Doch wenn sie es war, warum hatte sie sich abgewendet? *Warum hat sie so getan, als würde sie mich nicht kennen?*

Ich werde sie finden, nahm sich Bree fest vor. Ich werde meine Schwester finden!

Anmerkungen



In einer lange zurückliegenden Geschichte, auch Saga genannt, gab es einen Mann namens Brynjulf. Er war ein weiser und guter Vater. Als sein Sohn einen *viking* antreten wollte, weigerte sich Brynjulf, ihm ein Kriegsschiff zu geben. Stattdessen gab ihm Brynjulf ein Handelsschiff und eine Mannschaft und sagte: »Ich will, dass du ein Händler wirst und mit Fellen und anderen Gütern Handel treibst. Und wenn du aufbrichst, dann nimm die südliche Route. Geh nach Dublin, denn die Reise dorthin gefällt mir am besten.«

Schon immer hat es Menschen gegeben, die stets den Weg wählen, der am einfachsten scheint. Doch es gab auch immer schon Menschen, die sich entschieden haben, ein Leben zu führen, das Mut erfordert. Solch ein Mensch war Brynjulf, ein Häuptling hohen Ranges, der vor dem Jahr 900 am norwegischen Aurlandsfjord lebte und mit seinem Sohn so sprach, wie eingangs geschildert ...

Was geschieht als Nächstes ...

Bree muss als Sklavin für Mikkels Familie arbeiten. Es fällt ihr schwer, sich an ihr neues Leben zu gewöhnen, sie fühlt sich wertlos und missachtet und versteht nicht, warum Gott sie in Norwegen haben möchte. Als Gott ihre Gebete beantwortet, steht Bree vor einer wichtigen Frage: Wer auch immer wir sind und wo auch immer wir leben: Was bedeutet es, wirklich frei zu sein?

Die Abenteuer-Reise 3

Der unsichtbare Freund

Die Reihe »Die Abenteuer-Reise« umfasst insgesamt fünf Bände und wird in den nächsten Jahren vollständig bei CLV erscheinen.